

Band 1231

BASTEI

Neuer Roman

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Im Würgegriff des Grauens

Band 1231 • Deutschland 1,35 €

Österreich 1,60 € • Schweiz 2,70 CHF

Belgien 1,70 € / Niederlande 1,70 € / Frankreich 1,70 € / Italien 1,70 €

Spanien 1,90 € / Griechenland 1,90 € / Portugal cont. 1,90 €



01231

4 191914 201358



GEISTERJÄGER **JOHN SINCLAIR**

Die große Gruselserie von Jason Dark

JOHN SINCLAIR 1231

Im Würgegriff des Grauens

Es war eine Theorie, ein Vergleich, aber nichts anderes schoss Jane Collins in diesen schrecklichen Augenblicken durch den Kopf, als sie in den Spiegel schaute und dieses alte, graue, rissige Gesicht mit den dunklen Augenhöhlen sah.

Es war die uralte Fratze eines Monsters, der zugleich ein Mensch war, denn unterhalb des Gesichts trug diese Gestalt normale Kleidung, sehr elegant, von einem Designer entworfen.

Dazu ein weißes Hemd und blank polierte Schuhe. Aber das Gesicht in dem großen Spiegel, der von schwarz gekachelten Wänden umgeben war, konnte einfach nicht übersehen werden.

Es war grauenvoll...

Jane hatte sich gedreht, sie wollte es nicht glauben, und sie stand vor dem Mann, dem das Gesicht gehörte.

Vor Dr. Barnabas Barker, Arzt, Psychologe und Psychotherapeut mit großen Erfolgen und zugleich ein viel beachteter Schriftsteller.

Er lächelte sie an. Jane sah auch das Wissen in seinen Augen und kam sich jetzt vor wie jemand, der in die Falle gelaufen war und keine Chance mehr bekam, sie aus eigener Kraft zu verlassen.

Sie hasste dieses Lächeln plötzlich. Sie hasste den gesamten Menschen, aber zu begreifen, dass er so unterschiedlich aussah, das wollte ihr nicht in den Kopf.

War er es? Besaß er diese Doppelgestalt? Es war einfach unglaublich, aber Jane musste es hinnehmen, denn es gab neben ihm keine zweite Gestalt, in dessen rissig-graues Gesicht sie geschaut hätte.

Das war Barker. Nur er konnte es sein. Der Blick in den Spiegel und die gleichzeitige Veränderung. Etwas rann wie Eiswasser über ihren Körper, als sie nach Spuren in dem glatten Gesicht des Psychologen suchte und keine fand, die auf den Anblick im Spiegel hingedeutet hätten. Das war alles verrückt und nicht zu begreifen, aber sie wusste auch, dass sie keinem Irrtum erlegen war.

Er war der Teufel hinter der Maske des Biedermanns. Er musste die Träume bringen, um sie den Menschen anschließend zu nehmen, damit er sie in den Wahnsinn treiben konnte.

Er hatte sie in den Händen. Er konnte sie manipulieren, er war der große Unbekannte dahinter.

Was nutzte Jane das alles, dass sie es in Erfahrung gebracht hatte, sie konnte offiziell nichts beweisen, und sie war in dieser Praxis eine Gefangene.

Das Lächeln blieb. Es war so wissend. Jetzt ging Jane davon aus, dass dieser Mann sie schon beim Betreten seiner Praxis durchschaut hatte. Er hatte das Spiel einfach nur mitgemacht

und sie eiskalt auflaufen lassen.

Es war nicht viel Zeit innerhalb dieses dunkel gekachelten Raums vergangen, aber Jane kam es vor, als hätte sie bereits Stunden zwischen den dunklen Kacheln verbracht.

Die Detektivin zählte sich zu den couragierten Frauen. In diesem Fall allerdings hatte es ihr die Sprache verschlagen. So sehr sie sich auch bemühte, es war ihr nicht möglich, nur ein Wort über die Lippen zu bringen. Der Mann dort, der Mensch und Monster zugleich war, hielt die Fäden in den Händen.

Aber wieso war er beides? Warum sah sie ihn im Spiegel mit diesem schrecklichen Kopf.

Auch das begriff Jane nicht. Welche Funktion erfüllte der Spiegel? Sie wusste, dass es besondere Spiegel auf der Welt gab, das war ihr alles klar, und jetzt hatte sich der Verdacht bei ihr zur Gewissheit gefestigt, dass Dr. Barnabas Barker kein normaler Mensch war und mit der Hölle und dem Dämonenreich paktierte.

Auf seinen Zügen lag noch immer das Lächeln, vor dem Jane sich fürchtete, weil es so wissend und hinterlistig rüberkam, aber jetzt warf sie auch einen Blick in seine helle Augen und ebenfalls auf die Stirn, die er kraus zog, als wollte er ihr klar machen, dass sie nichts, aber auch gar nichts zu bestellen hatte.

Jane drehte sich wieder um.

Sie schaute in den Spiegel, dessen Fläche völlig normal war. Das alte Totengesicht war daraus verschwunden.

Der Arzt hüstelte gegen seine Faust. Auch das klang arrogant und sah so aus.

»Was soll das?«, flüsterte Jane.

»Bitte?«

»Sie haben mich genau verstanden.«

»Klar. Fassen wir mal zusammen. Sie sind zu mir gekommen, weil sie Probleme haben. Sie klagen über Träume, die schrecklich sind und die Sie nicht loslassen. Sie sind zu mir gekommen, um mich zu bitten, dass ich Sie unterstütze. Das ist alles

okay. Ich habe es getan. Ich habe mit Ihnen geredet, und wir haben von den beiden Existzen gesprochen, die es geben kann oder auch gibt. Sie sind mir in diesen Raum gefolgt, und ich habe Ihnen meine zweite Existenz gezeigt. Eigentlich müssten Sie zufrieden sein, Jane.«

Sie schüttelte den Kopf. »Wie kann einem der Schrecken Zufriedenheit geben?«

»Das müssen Sie ganz allein wissen. Es gibt die Theorie der Befreiung. Katharsis. Sich mit dem konfrontiert zu sehen, was einen Menschen bedrückt. Das alles kann wichtig sein und Ihnen helfen, sich von Ihren Problemen zu lösen.«

»Das sind nicht meine Probleme«, flüsterte Jane.

»Nein?«

»Genau, Doktor. Es sind nicht meine Probleme. Nicht dieses schreckliche Gesicht, verstehen Sie.«

»Nicht ganz ...«

Jane wusste, dass der Mann log, aber sie kam nicht an ihn heran. Er war aalglatt, er war überheblich, er war zudem eiskalt, und er hatte eine Aura um sich herum aufgebaut, die sie nicht durchbrechen konnte. Er hielt seine Gefühle unter Kontrolle. Das elegante und schicke Äußere allerdings täuschte. Dahinter steckte etwas ganz anderes. Ein dämonisches Etwas. Das Grauen, auch geboren in einer anderen Dimension, mit der er paktierte.

»Sagen Sie was, Jane!«

»Ja, das werde ich.« Sie nickte entschlossen. »Ich werde etwas sagen, und ich werde Sie auch fragen, was ich dort in diesem verdamten Spiegel mit meinen eigenen Augen gesehen habe.«

»Ich bitte Sie!«, erklärte er locker, »das wissen Sie doch längst. Wir haben von zwei Existzen gesprochen, die viele Menschen besitzen. Eigentlich jeder. Ich habe herausgefunden, dass die zweite Existenz des Menschen sein Unterbewusstsein ist, und das ist nun mal mit Träumen oder Albträumen ge-

spickt. Sie sind ja angeblich zu mir gekommen, um Ihre Albträume loszuwerden.«

»Aber das Gesicht im Spiegel ist nicht mein Albtraum gewesen, verflucht noch mal. Das war etwas anderes. Es war Ihre Existenz, nicht wahr?«

»Wie ich Ihnen schon sagte, Jane.«

Fast hätte sie gelacht. Im letzten Moment fiel ihr ein, dass es nicht hierher passte, und sie zwang sich förmlich, die nächsten Worte auszusprechen. »Es ist also so, dass Sie es schaffen, Ihre zweite Existenz zeitgleich mit der ersten erscheinen zu lassen.«

»So kann man es sehen. Es ist wunderbar, Jane. Mich kann nichts erschüttern. Ich brauche vor meinen Träumen keine Angst zu haben. Ich kann mit ihnen umgehen. Ich kann mit ihnen spielen, und ich kann sie manipulieren ...«

»Wie auch Ihre Patienten!«, sprach sie dazwischen.

»Nein, die heile ich.«

»Klar.« Diesmal lachte Jane und warf den Kopf zurück. »Klar, indem Sie ihnen die Träume nehmen. Indem sie ihr Unterbewusstsein stören. Mein Gott, das muss man sich mal vorstellen! Sie rauben ihnen die Chance, sich im Schlaf befreien zu können. Sie treiben sie dann in den Wahnsinn, wenn ich das richtig sehe.«

»Nein, nein, Jane.« Er blieb cool. »Ich treibe sie nicht in den Wahnsinn. Ich denke, da sind Sie falsch informiert oder haben sich etwas Falsches ausgedacht. Ich helfe ihnen und sorge dafür, dass es ihnen gut geht.«

Das wollte die Detektivin so nicht akzeptieren. »Aber sie haben keine Träume mehr!«, rief sie.

»Tatsächlich?«

»Ja.«

Barker blitzte sie an. »Wer sagt Ihnen das?«

»Ich weiß es!« Jane hatte die Antwort kaum gegeben, da bereute sie sie schon. Mit diesen Worten hatte sie sich verraten, und plötzlich verlor sie die letzte Farbe, die sich noch in ihrem

Gesicht befand. Sie hatte sich durch das Gespräch ablenken und zuletzt sogar reinlegen lassen. Sie war zu sehr emotionalisiert gewesen, und jetzt hatte sie das Gefühl noch stärker, eine Angeklagte zu sein, die vor einem gnadenlosen Richter steht.

Der Psychologe zeigte wieder sein süffisantes Lächeln. »Sie wissen viel, Jane.«

»Nein, ich weiß nichts.« Jane versuchte zu retten, was noch zu retten war. »Ich weiß eigentlich zu wenig. Ich bin meinetwegen gekommen, nur haben Sie dem Gespräch eine andere Wende gegeben, denn Sie haben sich nicht um meine Probleme gekümmert, sondern um die Ihren. Das genau ist der Unterschied.«

»Gestatten Sie, Jane, dass ich Ihnen das nun nicht glaube. So etwas können Sie mir nicht erzählen. Es hat nicht lange gedauert, da habe ich Sie durchschaut. Sie sind nicht zu mir gekommen, weil Sie Probleme haben, Sie wollten etwas ganz anderes herausbekommen, Jane. Das weiß ich genau.«

»Und was, bitte?«

»Sie wollten mich.«

Jane verzog die Lippen. »Sehr gut gesagt, Doktor. Aber warum hätte ich Sie haben wollen?«

»Das werde ich noch herausfinden, meine Liebe. Ich versichere, dass ich es schaffen kann. Darauf können Sie sich verlassen. Wissen Sie«, fuhr er im Plauderton fort, »ich mag keine Menschen, die andere hinters Licht führen wollen. Und nichts anderes haben Sie versucht, Jane. Aber es ist Ihnen nicht gelungen. Es gibt noch immer Personen, die stärker sind als Sie.«

»Was hätte ich denn bei Ihnen gewollt?«

Er wiegte den Kopf. »Da gibt es so einiges, über das man nachdenken und sprechen könnte. Sie scheinen sich mit mir beschäftigt zu haben. Sie haben einiges gewusst, das kein normaler Mensch über mich weiß, und ich ...«

»Moment, Doktor. Sie haben Bücher geschrieben.«

»Ja, das stimmt, doch Ihr Wissen hat mit dem, was in meinen Büchern steht, nichts zu tun. Sie sind gezielt aufgrund bestimpter Vorgänge in meine Praxis gekommen, um Beweise zu sammeln.«

»Wofür hätte ich diese Beweise sammeln sollen?«, fragte sie leise.

»Ich weiß es noch nicht, aber ich werde es herausbekommen.« Er schaute auf seine gepflegten Hände und schüttelte den Kopf, als hätte er etwas an ihnen auszusetzen. »Auch ich bin nicht unfehlbar. Jeder Mensch macht Fehler, auch wenn meine geringer sind als die der meisten Menschen«, erklärte er nicht eben unbescheiden. »Aber darüber werden wir noch zu reden haben, wenn ich Sie von Ihrer Last befreien soll...« Die letzten Worte gingen im reinen Spott unter, was Jane auch deutlich merkte. Als Zeichen dafür veränderte sich ihre Stimmung. Die Wut stieg noch stärker in ihr hoch. Sie machte sich zudem Vorwürfe, zu forsch an das Thema herangegangen zu sein, aber das brachte sie jetzt auch nicht weiter. Sie musste sehen, dass sie aus dieser Klemme wieder herauskam.

Auch die Arroganz dieser Person regte sie auf. Die Wut stieg höher und höher, sodass sich ihr Gesicht rötete.

Dabei überlegte sie, wie sie aus dieser Falle herauskommen wollte. Freiwillig würde der Arzt sie nicht gehen lassen, das stand fest. Überreden konnte sie ihn ebenfalls nicht, und es gab eigentlich nur eine Chance für sie.

Die Flucht!

Weg von hier. Verschwinden. Sich mit John Sinclair und Suko in Verbindung setzen, die vor dem Haus in ihrem Rover saßen, warteten und ihr so etwas wie eine Rückendeckung geben sollten. Allerdings war sie unsicher, ob die ihr jetzt etwas nutzte. Sie hatten einen Zeitpunkt ausgemacht, wann sie sich melden sollten, doch dieser Zeitpunkt war noch nicht gekommen, auch wenn Jane die Zeit, die sie bereits in der Praxis hier verbracht hatte, ewig lang vorkam.

Wenn es freiwillig nicht zu machen war, dann eben anders. Sie war kein Mensch, der Gewalt unbedingt mit einbezog, in diesem Fall allerdings blieb ihr nichts anderes übrig, wenn sie die Praxis des Arztes, der für sie ein Verbrecher war, verlassen wollte.

Der Mann vor ihr schien ihre Gedanken erraten zu haben, denn er sagte mit kühler Stimme: »Jetzt stecken Sie in der Klemme, nehme ich einmal an oder wie sehen Sie das?«

»Warum sollte ich in der Klemme stecken?«

»Ganz einfach, Jane. Sie haben sich zu weit vorgewagt, und das ist nie gut. Man sollte immer wissen, wie weit man gehen kann. Bei Ihnen war es ein Schritt zu weit, und zwar ein sehr großer. Aber das wissen Sie sicherlich selbst.«

»War das Ihr Fazit, Dr. Barker?«

»Nicht ganz, Jane. Ich denke noch darüber nach, was ich jetzt mit Ihnen machen soll. Ich fühle mich reingelegt, und das ist es, was ich hasse. Ja, das hasse ich einfach. Ich will die Kontrolle behalten, über alles, verstehen Sie?«

»Sicher. Ihre Patienten haben es schon oft genug erleben können, denke ich mir.«

»Das war sehr gut gefolgert. Gratuliere. Es beweist mir zugleich, dass Sie mehr wissen, als sie haben zugeben wollen. Nun ja, wir werden sehen, wie sich die Dinge entwickeln.« Seinem Lächeln nach schien es ihm Spaß zu machen.

Davon war Jane meilenweit entfernt. Sie suchte verzweifelt nach einem Ausweg aus dieser Klemme. Mit Worten ließ sich der Mann nicht überzeugen, und so hieß der Ausweg nur Gewalt, obwohl diese Lösung auch nicht einfach war, denn Dr. Barker stand wie ein Felsblock vor der offenen Tür. Jane hätte den Mann schon zur Seite fegen müssen, um freie Bahn zu haben. Jennifer Flannigan im Vorzimmer sah sie nicht als ein Hindernis an. Das Problem bestand einzig und allein aus Dr. Barnabas Barker.

Sie hätte einen Überraschungsangriff starten können. Ihm

blitzschnell zwischen die Beine treten, mit zwei, drei überfallartigen Karateschlägen noch seinen Hals treffen, aber seltsamerweise schreckte sie davor zurück. Den Grund wusste sie nicht. Sie ging deshalb davon aus, dass es an diesem Menschen liegen musste, der so wahnsinnig selbstsicher vor ihr stand.

»Sie haben Probleme!«, stellte er mit einer Stimme fest, in der der Spott nicht zu überhören war.

»Nicht mehr als sonst.«

»Das glaube ich Ihnen nicht, Jane. Sie überlegen genau, wie Sie sich verabschieden sollen, ohne dass Sie Blessuren davontragen. Aber das wird nicht mehr möglich sein, es ist mein Gebiet, mein Revier, wenn Sie so wollen. Hier habe ich das Sagen, und ich bin zudem ein Mensch, der sein Gebiet verteidigt. Auch daran müssen Sie sich gewöhnen. Fazit des Ganzen: Sie kommen ohne meine Zustimmung nicht hier weg, Jane!«

»Das sehe ich anders.«

»Gut. Dann erklären Sie es mir genauer.«

»Das werde ich, Doktor. Das werde ich sogar sehr genau.« Jane sprach gelassen. Barker sollte nicht merken, welcher Plan sich in ihrem Kopf festgesetzt hatte.

Sie senkte den Blick wie jemand, der sich geschlagen gibt, sie wich auch einen kleinen Schritt zurück, dann aber reagierte sie gedankenschnell. Ihr rechter Arm glitt der linken Körper- und Hüftseite entgegen, und mit einer zielsicheren Bewegung riss Jane die Pistole aus ihrem Gürtel.

Ihre Arme fuhren wieder nach vorn, und plötzlich deutete das dunkle Loch der Mündung auf Barkers Brust.

»Aber jetzt reden wir anders, Doktor!«

Warten!

Himmel, wie ich das hasste. Meinem Freund Suko erging es nicht anders, aber er war ein Mensch, der sich mit bestimmten

Siuationen besser zurechtfand. Da konnte man ihn schon als einen Fatalisten bezeichnen, der sich in die Lage hineinfügte und sich auch jetzt so verhielt wie jemand, der voll und ganz mit sich zufrieden war. Er hatte es sich auf dem Beifahrersitz so bequem wie möglich gemacht, hielt die Augen halb geschlossen und träumte vor sich hin.

Das allerdings glaubte ich nicht, denn Suko war hellwach, auch wenn er sich so entspannt zeigte.

Ich war es jedenfalls nicht, und ich stellte mir immer wieder die Frage, ob wir nicht einen Fehler begangen hatten, dass wir Jane Collins allein hatten gehen lassen, um diesen Arzt zu besuchen, gegen den wir keine Beweise hatten, der aber auf der Liste der Anstifter ganz oben stand.

Dr. Barnabas Barker. Von Beruf Psychologe und Psychoanalytiker. So jedenfalls stand es überall zu lesen, auch auf seiner Website. Ich glaubte nicht so recht daran. Auch Suko rechnete damit, dass mehr hinter ihm steckte. Etwas Unheimliches, etwas Dämonisches und Brandgefährliches. Einbrisantes Geheimnis, hinter das wir erst noch kommen mussten.

Begonnen hatte alles in der vergangenen Nacht mit Sheila Conolly. Sie war recht spät nach Hause gekommen und hatte Schreie gehört. Bill, Sheilas Mann, war alarmiert worden, und gemeinsam hatten sich die beiden auf die Suche nach dem Grund der Schreie gemacht.

Sie waren auf eine Frau namens Cora Atkins gestoßen, die völlig verzweifelt im Freien umhergeirrt war. Etwas hatte sie mitten aus dem Schlaf gerissen, und sie hatte davon gesprochen, dem Wahnsinn nahe zu sein, weil man ihr die Träume gestohlen hatte. Ohne Träume, ohne dass das Unterbewusstsein mithalf, die Probleme des Menschen zu bewältigen, war der Mensch schutzlos und nicht mehr er selbst.

Das hatten die Conollys erlebt, als sie die Wohnung der Frau betraten. Im Schlafzimmer fanden sie Tom Atkins, den Ehemann, tot auf dem Bett liegend. In seinem Körper steckten

mehrere Kugeln, und die hatte Cora aus einem Revolver in den Körper ihres Mannes gejagt.

Für die Conollys war der Fall eine Stufe zu hoch. Deshalb hatten sie mich alarmiert. Sie glaubten, dass mehr dahintersteckte, als nur ein »normales« Verbrechen.

Ich war so schnell wie möglich in der Wohnung erschienen, hatte aber einen Selbstmord der Täterin auch nicht verhindern können, sodass eine Befragung nach den Hintergründen nicht mehr möglich war.

Dennnoch hatten wir nicht aufgegeben und einen Hinweis eben auf diesen Barnabas Barker gefunden, den Arzt und Psychologen, der eine Praxis am Chayne Walk in Chelsea betrieb.

Aus dem Internet hatten wir uns einige Daten über ihn geholt und auch erkannt, dass er sich als Buchautor einen Namen gemacht hatte, was aber in diesem Fall zweitrangig war.

Wir hatten uns abgesprochen, den nächsten Tag abzuwarten, um die Ermittlungen aufzunehmen. Noch in der gleichen Nacht war ich kurz vor der Tiefgarage meines Hauses von einem uniformierten Polizisten überfallen worden. Er hatte mich killen wollen. Da war mir klar gewesen, dass mein noch unsichtbarer Gegner mich gefunden hatte, ich ihn allerdings nicht. Jetzt steckte ich im Zentrum des Falls und war bereit, den Kampf anzunehmen.

Woher er wusste, dass ich involviert war, das war mir auch jetzt noch ein Rätsel. Es drängte mich auch nicht nach einer Auflösung, die würden wir sicherlich später bekommen.

Aber etwas anderes war wichtig. Wir mussten an ihn heran und somit in seine Nähe gelangen.

Mich kannte er, Suko möglicherweise auch, die Conollys ebenfalls. So blieb uns nur noch eine Möglichkeit. Wir mussten Jane Collins bitten, uns zur Seite zu stehen.

Jane wäre nicht sie selbst gewesen, wenn sie nicht augenblicklich zugestimmt hätte, und so war sie in die Praxis des Arztes gegangen. Aber nicht in ihrer offiziellen Mission als

Detektivin, sie versuchte, sich ihm als Patientin zu nähern, während wir vor der Praxis im Wagen saßen und ihr so etwas wie Rückendeckung geben wollten.

Dass ich nervös war, äußerte sich in meinem Verhalten. Ich schaute viel öfter als gewöhnlich auf die Uhr und hoffte, sehr bald etwas von Jane hören und sehen zu können.

Bisher war das nicht geschehen, und das beunruhigte mich, obwohl wir nichts Konkretes abgesprochen hatten.

Das schlechte Wetter hatte sich zurückgezogen. Der Himmel zeigte viel mehr Blau als Grau, und auch die Sonne erschien hin und wieder als helles Auge.

Es war hier eine Gegend, in die man auch Touristen führte. Alte Häuser, perfekt renoviert, strahlten einen sanften Kleinstadt-Charme aus. Manche von ihnen besaßen flache Dächer, auf die man Penthouses gebaut hatte. Andere wiederum waren mit Gauben verziert, und auf manchem Schornstein -ob in Betrieb oder nicht - hatten sich Vögel niedergelassen, um von oben her die Welt zu beobachten.

Wir allerdings schauten sie uns von unten an, und was wir sahen, war keine Idylle. Es lag auch an dem Autoverkehr, der hier vorbeiströmte und eine Insel aus Bäumen und Büschen flankierte. Die Themse gurgelte in der Nähe vorbei. Nicht weit entfernt konnte der Fluss über die Albert Bridge überquert werden, die als eleganteste aller Themsebrücken gilt und nachts im Glanz vieler hundert Glühbirnen erstrahlt.

Parkplätze gab es hier nicht. Wir standen halb auf einem Grünstreifen. Dass dies Ärger geben würde, lag auf der Hand, und Suko, der aussah, als würde er schlafen, bewegte sein rechtes Auge und meldete mir, dass jemand auf dem Weg zu uns war. Er hatte die Gestalt im Außenspiegel entdeckt.

»Wer ist es?«

»Der Uniform nach zu urteilen ein Freund und Helfer.« Suko lächelte. »Seine Miene sieht ziemlich grimmig aus.«

Ich wandte mich um.

In der Tat kam ein Bobby auf unseren Wagen zu. Manche gaben sich erst gar nicht die Mühe, sie schickten sofort einen Abschleppwagen, aber der Mann musste wohl gesehen haben, dass der Rover belegt war.

Neben der Fahrerseite blieb er stehen, beugte sich nach unten. Durch die Scheibe sah ich sein leicht gerötetes und auch verschwitztes Gesicht.

Ich ließ sie nach unten fahren und nickte dem Kollegen zu. Den Ausweis hielt ich bereits in der Hand, aber er konnte ihn nicht sehen.

Der Mann war freundlich, er grüßte und wollte zu einem Wortschwall ansetzen, als er zuerst mein Lächeln bemerkte und dann den Ausweis, den ich halb hoch hielt.

Er schloss den Mund, runzelte die Stirn und war für einen Moment durcheinander.

»Das ist eine dienstliche Aktion«, erklärte ich ihm. »Deshalb müssen wir an dieser Stelle parken.«

»Ja, Sir.«

»Und jetzt gehen Sie bitte, sonst fallen wir noch auf.«

»Natürlich, Sir. Ich werde auch den anderen Kollegen Bescheid geben, die in der Gegend kontrollieren, damit Sie nicht mehr belästigt werden.«

»Das wäre nett.«

Der Bobby zog sich zurück, und ich ließ die Scheibe etwas offen, damit frische Luft ins Innere strömte.

»Wie lange noch?«, fragte Suko.

»Gut eine Viertelstunde.«

»Das lässt sich hören.«

»Ich mache mir trotzdem Gedanken.«

Er nickte und fragte: »Warum?«

»Weil es schon verdammt lange dauert.«

»Denke daran, John, dass wir Jane eine Stunde gegeben haben. Die kann sich hinziehen.«

»Ich weiß, aber ich bin trotzdem nicht gerade fröhlich.«

»Der Typ kann mehrere Patienten haben.«

»Stimmt auch. Nur habe ich bisher keinen aus dem Haus kommen sehen. Es scheint verlassen zu sein.«

Suko bewegte den Kopf, damit er das Penthouse in seinen Blick bekam, in dem Dr. Barnabas Barker residierte. Es war nicht geschlossen. Wir sahen die breiten, zu Straße hingewandten Scheiben, aber dahinter bewegte sich niemand. Es konnte auch sein, dass unsere Perspektive einfach zu schlecht war, und so blieb uns nichts anderes übrig, als uns in Geduld zu fassen.

»Was kann er tun?«, fragte ich.

Suko zuckte mit den Schultern. »Kennst du dich mit dem Beruf des Psychologen denn aus?«

»So gut wie nicht.«

»Eben.«

»Er wird Jane befragen.«

Suko nickte. »Dabei kann man nur hoffen, dass unsere Freundin auch Kraft genug hat, um durchzuhalten.«

»Jane ist ziemlich stark.«

»Klar, das ist sie. Aber diese Psychologen sind auch raffinierter Typen, das weißt du selbst. Die fragen dich aus, ohne dass du es selbst merkst. Und Barnabas Barker scheint zu der besonders gefährlichen Sorte zu gehören.«

Genau das bereitete auch mir Probleme. Ich hatte über ihn auf seiner Internetseite einfach zuviel gelesen, als dass ich ihn als einen normalen Gegner einstufen konnte.

Er war schlau, er war raffiniert. Er hatte es gelernt, Menschen zu durchschauen. Auch für Jane würde es nicht leicht sein, ihre Rolle so zu schauspielern, dass er sie ihr auch abnahm.

Meine Sorgen waren nicht unbegründet, und daraus resultierte eben die Nervosität.

Das merkte auch Suko, der mich fragte: »Willst du schon vor der verabredeten Zeit los?«

»Wäre mir am liebsten.«

Er blickte auf die Uhr. »Noch zehn Minuten.«

»Lass uns trotzdem gehen.«

Dass er nickte, sagte mir, dass er einverstanden war.

Bevor ich die Wagentür öffnete, warf ich noch einen Blick hoch zum Penthouse.

Dort tat sich nichts. Es gab keine Bewegungen hinter den großen, fast bis zum Boden reichenden Fenstern. Sogar ein paar Sonnenstrahlen verloren sich auf der Scheibe.

Zwei Rollerfahrer rauschten dicht an uns vorbei. Autos folgten, und schließlich gab es eine Lücke, durch die wir auf die andere Straßenseite huschen konnten.

Jane Collins war eine Frau, die schon durch verdammt viele Höllen gegangen war. Ich brauchte mir im Prinzip keine Sorgen um sie zu machen. Trotzdem war das Gefühl der Bedrückung da, und es blieb auch weiterhin in mir ...

Barnabas Barker bewegte sich nicht. Er hatte auch nicht die Arme angehoben, sondern nur den Blick ein wenig gesenkt, sodass er die Waffe anschaute.

»Ich werde hier herauskommen«, flüsterte Jane, »Und ich werde Ihnen die verdammte Maske des seelischen Wohltäters vom Gesicht reißen. Darauf können Sie sich verlassen.«

»Dann war das also der Grund Ihres Kommens?«

»Ja, Doktor, das war er. Das war er sogar hundertprozentig. Ich wollte den Menschen erleben, der es geschafft hat, eine normale Frau zur Mörderin ihres Mannes zu machen. Und ich bin gekommen, um ihm das Handwerk zu legen.«

»Lehre Worte.«

»Nicht nur Worte, Barker. Ich bin es gewohnt, sie auch in die Tat umzusetzen.«

Er hob den Kopf wieder an, damit er ihr ins Gesicht schauen konnte. »Ja, Jane, das scheint mir auch so. Schon als sie mein Büro betrat, damit meine ich das Vorzimmer, das ich

überwache, fiel mir auf, dass Sie keine normale Patientin sind. So gut kann niemand schauspielern, als dass ich es nicht durchschaut hätte. Ich wusste, dass Sie einen anderen Grund hatten, und war auf ihn gespannt. Sie haben mich neugierig gemacht, denn ich mag Frauen mit Courage, und die haben Sie ja zweifelsohne, Jane. Deshalb war ich sehr neugierig auf Sie. Deshalb habe ich mich eingemischt und Sie persönlich geholt.« Er legte den Kopf etwas schief und lächelte wieder so dünn. »Ich weiß vieles, Jane, aber ich weiß leider nicht, wer Sie wirklich sind. Wollen Sie mich nicht aufklären?«

»Sie kennen meinen Namen, und das muss reichen.«

»Gut, wie Sie meinen. Kommt Zeit, kommt Rat.«

»Für Sie nicht, Barker. Außerdem bin ich nicht allein gekommen, ich habe mir eine Rückendeckung besorgt.«

»Gut geplant.«

»Ja.«

Er räusperte sich. Wieder bewegten sich seine Augenbrauen in die Höhe. »Und was haben Sie jetzt mit mir vor, Jane? Wollen Sie mich erschießen?« Nach der Frage begann er zu lachen.

»Wenn es sein muss, schon. Es sei denn, Sie tun genau das, was ich von Ihnen verlange.«

»Sie haben die Argumente.«

»Erfasst.«

»Dass Sie mit einer Waffe umgehen und auch schießen können, das sehe ich Ihnen an, Jane. Die Haltung ist perfekt. Ich muss Ihnen ein Kompliment machen. Sie brauchen keine Angst zu haben, dass ich mich wehre, denn...«

»Angst?«, unterbrach sie ihn. »Sollte ich jetzt tatsächlich vor Ihnen noch Angst haben?«

»Man kann es nicht wissen, wie das Schicksal seine Karten gemischt hat, Jane. Manches sieht so einfach aus, aber in der Realität ist es dann sehr schwer. Manches, was ein Problem sein kann, ist möglicherweise sehr schwierig.«

»Danke für die Belehrung, aber ich komme auch so zurecht.«

»Das war es dann wohl - oder?«

»In dieser Umgebung schon.«

Der Arzt lächelte wieder, und Jane fragte sich nach dem Grund. Für sie gab es keinen. Bei seiner nächsten Frage traf er bei ihr einen wunden Punkt. »Haben Sie eigentlich schon vergessen, was hier geschehen ist, Jane? Hier, in Ihrer unmittelbaren Nähe?«

»Das habe ich nicht.«

»Dann denken Sie auch an die beiden Existenzen. Sie denken daran, wen Sie im Spiegel gesehen haben, gegen den Sie jetzt nicht schauen. Können Sie sich vorstellen, dass dieses Gesicht wieder erschienen ist und dabei mit dunklen Augenhöhlen auf Ihren Rücken starrt?«

»Bluff.«

»Meinen Sie?«

»Ja.«

»Sie können sich umdrehen?«

»Nein, das werde ich nicht tun, Doktor. Es bleibt alles so wie es ist. Und jetzt werden wir beide aus diesem Haus verschwinden und einfach auf die Straße gehen.«

Er schaute sie fast treuherzig an.

»Damit sollen dann die Probleme gelöst sein?«

»Zum größten Teil jedenfalls, denke ich.«

»Wenn Sie das meinen ...«

Jane war längst nicht beruhigt, obwohl sie die Beretta als Argument fest hielt. Die Sicherheit des Mannes war nicht zu erschüttern, und das machte sie schon nachdenklich. Für Jane war es jetzt wichtig, so schnell wie möglich das Penthouse zu verlassen, und das unbeschadet an Leib und Seele.

Die Chance, ihre Freunde John und Suko anzurufen, war leider dahin. Dazu hätte sie die Waffe aus der Hand legen müssen, und das wollte sie auf keinen Fall.

»Was soll ich jetzt tun, Jane?«

»Drehen Sie sich um.«

»Gut.« Er tat es.

»Und heben Sie die Arme.«

»Wie Sie wollen, Jane.«

Nachdem er das ebenfalls getan hatte, hätte sie eigentlich zufrieden sein können, aber sie war es nicht, denn noch hatten sie die Zelle nicht verlassen, in der er sich sicher fühlte.

Außer dem Spiegel und einer Lampe gab es keinen Gegenstand in diesem finsternen Raum. Jane fragte sich automatisch, was dieser Mann damit bezweckt hatte, sich ein derartiges Zimmer oder eine derartige Höhle anzulegen.

Führte er etwa hier seine Patienten hin, um sie zu therapieren? Oder kümmerte er sich dabei nur um die besonders schweren Fälle? Sie konnte sich auch nicht vorstellen, dass jemand in einer derartigen Umgebung wieder gesundete, es sei denn, die Gesundung erfolgte durch die Konfrontation mit dem zweiten Ich des Psychologen, was Jane sich allerdings auch nicht vorstellen konnte, denn sein Gesicht brachte nur Angst und keine Freude.

Wenige Sekunden später hatten sie den Raum verlassen. Da Jane sich hinter Barker befand, riskierte sie einen Blick zurück. Sie sah auch den Spiegel, aber seine gesamte Fläche war leer. Da malte sich nichts mehr ab.

Wenn dieses grauenvolle Gesicht tatsächlich das Abbild der zweiten Gestalt dieses Monstrums war, dann musste sie einfach aus der Hölle stammen oder aus einer anderen Dimension, von der aus sie mit dem Psychologen Kontakt aufgenommen hatte.

Wieder gingen sie über den weichen und hochflorigen Teppich des Arbeitszimmers. Sie schritten vorbei an den Fenstern. Jane spielte mit dem Gedanken, ihren unten wartenden Freunden ein Zeichen zu geben, aber wie hätten sie sie sehen können, denn von den Fenstern selbst waren sie bestimmt zwei Meter entfernt.

Und so schritten sie auf die Bürotür zu, die nach innen hin

einen Wulst aufwies, gebildet durch ein schalldichtes Material, damit Jennifer Flannigan die privaten Gespräche nicht mitbekam.

Vor der Tür blieb Dr. Barker stehen. »So, und wie geht es jetzt weiter, Jane?«

»Als wenn Sie das nicht wüssten. Sie werden die Tür öffnen und durch das Vorzimmer gehen.«

»Aber da sitzt Jennifer.«

»Ich weiß. Nur sind Sie ja kein dummer Mensch. Sie werden schon genau wissen, was Sie zu tun haben. Denn es lebt sich schlecht mit einer Kugel im Kopf.«

Barker seufzte. »Wem sagen Sie das, Jane? Die Welt kann manchmal sehr grausam sein.«

»An diesem Zustand haben Sie doch mitgeholfen, Barker.«

»Sie irren, ich habe versucht, ihn zu ändern.«

»Ah, so ist das. Schließen Sie dabei auch die Morde an dem Ehepaar Atkins mit ein?«

»Cora beging Selbstmord.«

»Für mich war es Mord.«

»Was sollen wir uns über Ansichten streiten, Jane. Bringen wir es besser hinter uns.«

»Das meine ich auch.«

Der Arzt öffnete endlich die Tür. Er tat es sehr gelassen, wie er überhaupt gelassen reagierte. Dass Jane ihn dabei mit einer Waffe bedrohte, schien er nicht zur Kenntnis zu nehmen. Er wirkte wie jemand, der so etwas gewohnt war, und genau das war es, was Jane so aufregte und sie auch nachdenklich machte.

Barker übertrat die Schwelle mit einem normalen Schritt. Die Tür war jetzt weit aufgeschwungen, sodass auch Jane einen Blick in das Sekretariat werfen konnte.

Am äußeren Erscheinungsbild hatte sich nichts verändert. Jennifer Flannigan saß hinter ihrem Pult und war damit beschäftigt, die Computer zu beobachten.

Erst als Barker seinen zweiten Schritt gemacht hatte, schaute sie hoch.

Sie tat nichts. Sie blieb auf ihrem Platz sitzen, als gäbe es für sie nur diesen einen Ort auf der Welt. Eine Frau wie sie war sicherlich einiges gewohnt. Bestimmt nicht alle Patienten verhielten sich ruhig. Doch ihren Chef vor der Mündung einer Pistole hergehen zu sehen, das hatte auch sie noch nicht erlebt.

Der Schock hielt drei, vier Sekunden an. Dann bewegte sie ihre Arme, stemmte die Hände auf das Holz des halbrunden Schreibtisches und wollte sich hochstemmen.

Das sah auch Barker.

»Sie tun nichts, Jennifer!«

Die Rothaarige schluckte. »Aber ich ... meine Güte, das ist...«

»Gehorchen Sie Ihrem Chef!«, sagte Jane.

Die Frau sank wieder zurück auf ihren Stuhl, von dem sie sich schon halb erhoben hatte, aber der Ausdruck bestand aus einem einzigen Fragezeichen.

»Ganz ruhig, Jennifer. Ich habe alles unter Kontrolle. Glauben Sie mir.«

»Ja, Sir, ja«

Jane hatte der letzte Satz des Arztes nicht gefallen. Er war, wie das Verhalten des Mannes, einfach zu cool, zu abgebrüht. Wie bei einem Menschen, für den eine derartige Lage nichts Neues ist und der sie fast jeden zweiten Tag erlebt.

Die Detektivin hatte die Lage zwar im Griff, sie traute ihr trotzdem nicht. Außerdem musste sie jetzt zwei Personen im Auge behalten, denn diese Jennifer hatte auf sie den Eindruck einer sehr solidarischen Mitarbeiterin gemacht.

Aber der Arzt verhielt sich vernünftig. Es gab bei ihm keinelei Hinweise darauf, dass er versuchen wollte, die Lage zu seinen Gunsten zu verändern.

Und so näherten sie sich der normalen Bürotür. Von Jennifer Flannigan nicht gestört, die wieder wie eine zu Stein gewordene Person auf ihrem Platz saß und sogar den Atem anhielt, das

fiel Jane Collins besonders auf.

Sie litt unter dem Druck. Wahrscheinlich hatte sie so etwas noch nie erlebt, und Jane konnte sich vorstellen, dass sie trotzdem etwas tun würde, wenn sie ihr den Rücken zudrehte, was zwangsläufig folgte, denn die Ausgangstür lag einige Meter von dem Pult der Rothaarigen entfernt.

Jane schaute sie wieder an.

Jennifer sagte nichts. Den Mund hielt sie geschlossen, die Lippen waren zusammengepresst, und selbst ihr Blick flackerte nicht. Er war starr.

Barnabas Barker blieb stehen, denn er hatte die Tür des Vorzimmers fast erreicht. »Was soll ich jetzt tun, Jane?«

»Die Tür öffnen, natürlich.«

»Gut. Eine Bitte noch.«

»Welche?«

»Ich möchte meiner Mitarbeiterin etwas sagen.«

»Aber kurz.«

»Sehr kurz sogar.«

Es interessierte ihn nicht, dass er von einer geladenen Waffe bedroht wurde, er drehte den Kopf seiner Mitarbeiterin zu und sagte nur ein einziges Wort.

»Exit!«

Jennifer hatte es gehört. Sie deutete ein Nicken an und schien noch starrer auf ihrem Platz sitzen zu bleiben. Sie gab keine andere Antwort, worüber sich Jane wunderte.

»Was hat das zu bedeuten?«, fragte Jane.

Barker lächelte. »Es war nur ein Abschiedsgruß, nicht mehr, meine Liebe.«

»Ein seltsames Wort.«

»Hören Sie, Jane, ich habe Exit gesagt, nicht Exitus! Das ist schon ein Unterschied.«

»Ich weiß. Gehen Sie jetzt.«

»Gern.«

Auch dieses Wort gefiel der Detektivin nicht. Es kam ihr

beinahe so vor, als hätte sie das Kommando aus der Hand gegeben, um es Barker zu überreichen.

Er stand so dicht vor der Tür, dass er mit einem Griff die Klinke umfasste. Jane schaute zu, wie er die Tür aufzog, behielt auch Jennifer im Auge, die nichts tat und zuschaute, wie sie das Vorzimmer verließen.

Hinter ihnen schwachte die Tür wieder zu, und Jane Collins war froh, auch die zweite Hürde genommen zu haben. Eine dritte Hürde war noch vor ihr. Das war die Fahrt mit dem Privatlift nach unten.

Seine Tür wartete nur darauf, geöffnet zu werden. Sie brauchten den Lift auch nicht von unten herzuholen, er stand schon bereit, und wenig später betrat Barker vor Jane die Kabine. Sie sah, dass sich dort nichts verändert hatte, und atmete zunächst auf, auch wenn ihr das lächelnde Gesicht nicht gefiel.

»Kommen Sie, Jane, oder haben Sie es sich anders überlegt?«

»Nein.«

»Wir können auch die Treppe nehmen.«

»Nein, habe ich gesagt.«

»Schon gut, keine Aufregung, bitte.«

Auch Jane betrat den Lift. Der Arzt musste bereits gedrückt haben, denn hinter ihr schwang die Tür wieder zu. Barker hatte sich freiwillig mit dem Rücken gegen die Wand gestellt und hielt seine Hände sogar noch immer hoch.

Hier in dieser kleinen Kabine fühlte sich die Detektivin noch bedrängter als in dem mit schwarzen Fliesen gekachelten Raum. Das Gefühl, noch nicht das Ende der Strecke und damit die Sicherheit erreicht zu haben, verstärkte sich immer mehr. Ihr war kalt und heiß zugleich.

Es ging abwärts.

Sehr sacht. Hier funktionierte alles in einer wunderbaren Perfektion. Sie segelten in die Tiefe, und Jane Collins hatte dabei nicht mal das Gefühl zu schweben und vom Boden abzuheben. Sie achtete nur auf den Mann vor ihr.

An die Zeit dachte sie nicht, und doch war sie froh, als die Fahrt endete, das Licht in der Kabine schien nicht zu grell. Gedämpft fiel es über die Gesichter der beiden Insassen hinweg, aber den kalten, spöttischen Ausdruck in den Augen des blonden Mannes konnte es nicht vertreiben.

Jane spürte hinter sich die Bewegung, als die Tür automatisch aufschwang. Sie konnte den Lift verlassen, aber sie tat es noch nicht, denn zuerst sollte Barker gehen.

»Raus«, sagte sie nur.

»Gern.« Er hielt die Hände noch immer oben. Es gab überhaupt nichts, was ihn verdächtig machte. Er gab sich noch lockerer. Es fehlte nur noch das muntere Liedchen auf den Lippen.

Etwas stimmte nicht. Etwas hatte sich verändert, und zwar so stark, dass Jane Collins es merkte. Sie konnte keinen Kommentar geben, denn auf einmal hatte es der Arzt sehr eilig.

Er hatte mit dem zweiten Schritt den Lift bereits verlassen. Er ging den dritten, und Jane folgte ihm.

Es war ihr Fehler, aber sie hatte es nicht gewusst. Plötzlich stand sie in einer fremden Umgebung und nicht mehr unten im Haus. Das wurde ihr klar, während sich hinter ihr die Lifttür wieder schloss.

Kaum Helligkeit, mehr Schatten als Licht, und hinzu kam der etwas feuchte Geruch.

Es hörte sich fast schon naiv an, als sie die Frage stellte. »Wo sind wir hier?«

Barnabas Barker lachte schallend. »Im Keller, meine Liebe, wir befinden uns hier im Keller ...«

Das Schild des Psychologen war für meinen Geschmack zu protzig. Es mochte unter Umständen daran liegen, dass sich auf dem blanken Messing die Sonnenstrahlen fingen und das

Metall zu einem Spiegel machten. Jedenfalls übersah ich es geflissentlich und betrat hinter Suko das Haus. Mein Freund hatte mir die Tür aufgehalten. Er stand schon vor mir in diesem breiten Flur, der mit Marmor ausgekleidet war, ebenso wie eine Treppe, die nach oben führte.

Es gab zwei Aufzüge. Einer davon führte zur Praxis des Dr. Barnabas Barker hoch, und natürlich konzentrierten wir uns auf ihn. Damit konnten wir direkt bis in die Höhle des Löwen fahren.

Es waren noch genau sechs Minuten bis zum vereinbarten Zeitpunkt, als Suko den Lift hochholte. Er kam tatsächlich aus dem Keller, was mich schon etwas wunderte, doch ich hatte nicht die Zeit, mir darüber weiterhin Gedanken zu machen.

Der Lift kam, hielt an, die Tür öffnete sich, und wir stiegen in die Kabine.

Suko drückte die oberste Taste. Sofort schwebten wir in die Höhe. Sanft und weich, ohne zu ruckeln. Wer als Patient seinem Arzt entgegenfuhr, brauchte hier keine Angst zu bekommen.

Suko und ich schwiegen. Wir hingen in dieser kurzen Zeit unseren Gedanken nach, die nicht eben fröhlich waren. Jeder versuchte wohl, sich in Janes Lage zu versetzen, was nicht eben einfach war. Ich hoffte noch immer, sie nicht in die Hölle geschickt zu haben.

Was war dieser Barker für ein Mensch?

Ich wusste es nicht, denn ich kannte ihn nur von seiner Internet-Seite her. Er war ein gut aussehender Mann, der allerdings keine Wärme ausstrahlte, sondern eine eisige Kälte und auch eine gewisse Arroganz. Die Kälte stand in den Augen, die Arroganz war auf seinem Gesicht zu lesen. Den Eindruck hatte ich jedenfalls.

So einem Typen war schlecht beizukommen. Der wusste immer genau, was er tat.

Der Lift stoppte. Der weiche Ruck unterbrach meine Gedan-

ken. Ich hatte jetzt wieder Zeit, mich auf die Gegenwart zu konzentrieren. Die Tür stand bereits offen, wir konnten den Lift verlassen und traten in einen Flur hinein, in dem Ruhe herrschte.

»Die Tür ist da vorn«, sagte Suko und bewegte sich bereits auf das Ziel zu.

Ich blieb hinter ihm. Er klopfte an, dann öffneten wir und betraten ein recht großes Vorzimmer, in dem wir zunächst nicht wahrgenommen wurden.

In einer sehr geräumigen halbrunden Theke saß - eingerahmt von zwei Computern - eine rothaarige Frau, die den Kopf gesenkt hielt und sehr beschäftigt tat.

Es musste die Vorzimmertante des Psychologen sein. Jane an ihrer Stelle zu sehen, hätte mir besser gefallen.

Nebeneinander hergehend näherten wir uns diesem Zentrum. Auf dem Teppich waren unsere Schritte kaum zu hören. Es konnte sein, dass die Rothaarige deshalb nicht aufschautete, aber ich sah ein Namensschild auf dem Pult stehen.

»Jennifer Flannigan?«, fragte ich.

Erst jetzt fühlte sie sich angesprochen und war auch bereit, mit uns zu kommunizieren.

Sie hob den Kopf an. Wir schauten in grünliche Augen, die mir starr vorkamen. »Was kann ich für Sie tun, meine Herren?«

»Sie wohl weniger, Mrs. Flannigan. Uns geht es mehr um Ihren Chef, den Doktor.«

»Sind Sie angemeldet?«

»Nein.«

»Dann tut es mir Leid.«

»Aber uns nicht«, erklärte ich. »Wo finden wir Ihren Chef?«

Erst jetzt hob die Frau den Kopf richtig an, damit sie uns auch in die Gesichter schauen konnte. »Ich habe Ihnen doch gesagt, dass Dr. Barker nicht da ist. Damit müssen Sie sich zufrieden geben. Jetzt gehen Sie bitte.«

»Das wird nicht möglich sein«, erklärte ich.

»Wieso?«

Suko hielt seinen Ausweis bereits in der Hand. Ich zeigte ihn jetzt vor. Der Kopf der Rothaarigen glitt von einer Seite zur anderen, aber keiner der Ausweise beeindruckte sie, denn sie zuckte nur die Achseln und sagte: »Na und?«

»Wir sind von Scotland Yard.«

»Der Doktor ist trotzdem nicht da.«

»Sie gestatten, dass wir uns davon überzeugen?«, fragte Suko mit ruhiger Stimme.

»Nein!«

Die Antwort reichte. Auch so wie sie gesprochen worden war. Das war beinahe wie ein Schlag in unsere Gesichter, und beide ahnten wir, dass hier einiges nicht mit rechten Dingen zuging. Der Chef nicht da, aber Jane war auch nicht zurückgekehrt. Diese Tatsachen sorgten dafür, dass sich der Verdacht für uns erhärtete.

Ich trat einen Schritt zurück, um Platz genug zu bekommen, mich umdrehen zu können. »Wenn Sie das sagen, haben Sie wohl Recht. Aber man wird als Polizist im Laufe der Jahre misstrauisch. Und deshalb möchten wir uns gern selbst davon überzeugen.«

Bevor sie protestieren konnte, waren wir bereits unterwegs. Es gab nur eine Tür, die zu einem zweiten Raum führte, und dahinter musste das Zimmer des Chefs sein.

Suko ging vor.

Ich blieb ihm auf den Fersen, holte ihn aber nicht ein, sondern schaute noch einmal zurück auf die rothaarige Frau. Bisher hatte sie sich an ihrem Platz kaum bewegt. Das veränderte sich nun, denn Jennifer Flannigan hatte sich schon zur Seite gebeugt und kam jetzt wieder hoch.

Mit beiden Händen hielt sie etwas fest und schob den Gegenstand über ihr Pult und zwischen beide Computer hinweg.

Erst jetzt registrierte ich, dass es eine automatische Pistole war. Die Flannigan hielt sich nicht lange auf, sie schnellte von

ihrem Stuhl in die Höhe und fing sofort an zu schießen ...

Die Tore der Hölle können sich von einem Augenblick zum anderen öffnen, das war uns nicht neu, und das erlebten wir in diesen verfluchten Momenten ebenfalls.

Es war die Veränderung einer völlig normalen Frau in eine mordgierige Amokläuferin, für die ein Menschenleben nichts galt.

Jennifer Flannigan war noch in der Bewegung, als mein Schrei durch das große Vorzimmer hallte. Es war ein Schrei des Erschreckens und eine Warnung zugleich. Ich flog zu Boden, und der weiche Teppich dämpfte meinen Aufprall. Sofort danach drehte ich mich über ihn hinweg, und meine Hand erwischte die Beretta. Ich zog sie schnell. Es war eine oft geübte Bewegung, schon in Fleisch und Blut übergegangen, aber ich bekam die Waffe nicht rasch genug hervor.

Das Krachen der Schüsse zerriss die Stille. Keiner von uns wusste, wie gut die Frau schießen konnte. Ich erlebte auch keine Einschläge. Die Kugeln hieben nicht in meinen Körper. Sie hämmerten auch nicht in greifbarer Nähe in den Teppichboden. Ich dachte mit Schrecken daran, dass es für mich in der nahen Umgebung keine Deckung gab. Das Büro war zwar groß, aber auch relativ spärlich möbliert.

Ich schoss zurück.

Es war eine ungezielte Gegenwehr, und ich traf auch nicht. Aber es geschah etwas anderes. Plötzlich verstummten die Schüsse. Ich drückte kein zweites Mal ab, weil ich den Grund herausfinden wollte. Instinktiv war ich bis in die Nähe der Tür gerollt. Dort hielt ich auch an, kniete mich hin und schaute nach vorn.

Die Frau war dabei, auf ihr Pult zu klettern. Deshalb hatte sie nicht weiterhin feuern können. Sie wollte einen besseren

Schusswinkel für ihre automatische Waffe bekommen, und das hatte sie auch geschafft. Aber sie feuerte keine Kugeln mehr ab.

Von der anderen Seite des Raumes meldete sich mein Freund Suko. Und er rief nur ein Wort.

»Topar!«

Alles wurde anders, obwohl die Umgebung gleich blieb. Jennifer Flannigan stand auf ihrem Pult und war wieder von den beiden Bildschirmen eingerahmt. Die automatische Waffe hielt sie mit beiden Händen fest. Sie hatte die Pistole von sich aus gesehen nach rechts geschwenkt, denn in dieser Richtung lag ich.

Nur drückte sie nicht mehr ab.

In der Bewegung war sie erstarrt. Sie glich einer Statue. Das Wort »Topar« hatte seine magische Wirkung nicht verfehlt und sie dazu werden lassen. Nichts bewegte sich in ihrem Gesicht, nichts an ihrem Körper, und auch ich konnte mich nicht mehr bewegen, weil ich in den Bannkreis dieser alten Magie geraten war.

Einer allerdings handelte wie immer. Suko war schnell. Es blieben ihm fünf Sekunden Zeit, dann lief die Uhr wieder normal weiter. In dieser Spanne musste er alles verändert und zu unseren Gunsten gedreht haben. Er startete aus dem Stand heraus. Sein Ziel war der Schreibtisch. Er musste ihn noch vor Ablauf der Frist erreichen, was in diesem Fall sogar recht leicht war.

Jennifer Flannigan stand noch immer auf dem Pult, ohne sich zu rühren. Bei ihr war alles anders geworden, und genau diese Chance nutzte mein Freund aus. Er riss und drehte ihr die Waffe aus den Fingern, trat zur Seite, und dann war die Zeit um.

Ab jetzt bewegte auch ich mich wie immer. Es gab keine Gefahr mehr, und Jennifer tat das, was sie auch normalerweise getan hätte, wäre sie nicht gestoppt worden.

Sie wollte schießen.

Nur in diesem Fall mehr eine Pantomime, denn sie hielt keine Waffe mehr in den Händen. Es wirkte beinahe lächerlich, wie sie den rechten Zeigefinger durchzog.

Nach zwei, drei Sekunden merkte sie endlich, was da passiert war, und ich hörte ihren überraschten Aufschrei. Sie wäre sogar beinahe von ihrem Pult gefallen, weil sie sich unkontrolliert bewegte. Dann aber sah sie Suko, der ihr die Waffe zeigte.

»Es reicht nicht, Miss Flannigan. Nicht mehr. Was Sie suchen, das habe ich.«

Die Rothaarige sah aus, als wollte sie schreien. Da musste sie ihrem Frust einfach Luft verschaffen, aber sie sah irgendwie ein, dass es nichts brachte. Sie hatte es versucht, aber sie hatte nicht mit Sukos Cleverness gerechnet.

»Springen Sie zu Boden!«

Zwar hatte sie Sukos Befehl gehört, doch sie ignorierte ihn. Stattdessen schaute sie mal mich an, dann wieder ihn, und erst als er mit ihrer Waffe ruckte, kletterte sie von ihrem Arbeitsplatz. Sie sprang nicht, sie ließ sich auf ihr Hinterteil nieder, bevor sie zu Boden rutschte, sodass sie auf ihren hohen Absätzen nicht umknickte.

Auch ich hatte meine Waffe gezogen und sprach die Frau an.
»Heben Sie die Arme.«

»Ja, mach ich.«

Es gab keine Schwierigkeiten. Sie legte die Hände auch gegen den Hinterkopf, und ich ging auf sie zu. Suko bedrohte sie von vorn. Eine Waffe hatte sie gezeigt. Ich war nicht sicher, ob sie noch eine zweite bei sich trug, und das wollte ich herausfinden.

Nein, auch als ich sie abtastete, fand ich keine Schusswaffe am Körper. Wenn, dann musste die Pistole in einer Schublade oder woanders gelegen haben.

Ihr Gesicht war blass geworden. Allerdings tanzten auf den Wangen einige rote Flecken. Auch ein Zeichen, dass sie unter

einem starken inneren Druck litt.

»Und jetzt«, sagte mein Freund Suko, »werden Sie uns sicherlich erklären können, weshalb Sie auf uns geschossen haben.«

Sie schaute meinen Freund an. Dabei hielt sie die Lippen fest zusammengepresst.

»Wir warten«, sagte ich.

Sie schüttelte den Kopf.

»Hat Ihr Chef Ihnen den Angriff befohlen?«, erkundigte ich mich.

»Chef...?«

Täuschte sie uns? Hielt sie uns zum Narren, oder wusste sie tatsächlich nichts?

»Sie können die Arme wieder weg vom Nacken nehmen.«

»Danke.«

Suko zeigte ihr die Waffe. »Die gehört doch Ihnen, oder?«

Jennifer Flannigan runzelte die Stirn. Dann räusperte sie sich.

»Das weiß ich nicht«, sagte sie mit leiser Stimme.

»Aber Sie haben diese Pistole genommen und auf uns gefeuert«, erklärte Suko.

»Weiß nicht...«

Es kam Leben in sie. Jennifer bewegte ihre Augen. Sie schaute sich in der Umgebung um. Sie zuckte auch mit den Lippen, hob die Schultern an, wurde noch blasser, bevor sie ihre Hände rieb und erneut die Achseln zuckte. Sie schien aus einem Traum zu erwachen, atmete stöhnend und wirkte insgesamt hilflos.

Es stand noch nicht fest, ob wir ihr glauben konnten oder nicht. Aber es gab noch etwas anderes zu regeln. Wir hatten bisher nur sie angetroffen und nicht ihren Chef. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass er die Schüsse nicht gehört hatte, wenn er sich in seinem Büro aufhielt. So schallgedämpft waren die Türen auch nicht. Und er hatte sich bestimmt auch keine Watte in die Ohren gestopft.

Ich nickte Suko zu. »Bleib du in ihrer Nähe. Ich schaue mich mal in Barkers Büro um.«

»Gut.«

Natürlich behielt ich die Beretta in der Hand, als ich auf die Tür zuging. In den letzten Sekunden waren meine Gedanken durch die Ereignisse zu stark abgelenkt gewesen. Jetzt dachte ich wiederum an den Grund unseres Kommens. Wir waren erschienen, um eine Spur von Jane Collins zu finden, und die hatten wir bisher nicht gefunden. Stattdessen war auf uns geschossen worden. Was das bedeutete, konnte sich jeder ausmalen. Ich ging davon aus, dass wir Jane nicht hier fanden, und auch Barnabas Barker würden wir nicht zu Gesicht bekommen.

Mein Herz klopfte schon stärker, als ich die Tür öffnete. Natürlich kehrten die Vorwürfe wieder zurück. Ich hätte Jane nicht allein losgehen lassen sollen, aber im Nachhinein ist man immer schlauer.

Die Tür war schallgedämpft. Sie ließ sich trotzdem relativ leicht öffnen. Als sie aufschwang, nahm die Spannung in mir zu. Ich fühlte mich wie auf dem Sprungbrett stehend, sprang aber nicht nach vorn, sondern ging einen langen Schritt über die Schwelle und erreichte das Büro des Barnabas Barkers.

Es war leer.

Das heißtt, es war menschenleer. Kein Psychologe hielt sich darin auf und auch leider keine Jane Collins. Da sich beide nicht in Luft aufgelöst haben konnten, mussten sie weggegangen sein.

Ich rief nach Suko und bat ihn, zu mir zu kommen, was er auch tat. Er kam nicht allein und brachte Jennifer Flannigan mit, deren Knie weich waren. Das erkannte ich daran, wie sie ging.

Sie sagte nichts, schaute sich aber so scheu um wie eine fremde Person. »Wo steckt Ihr Chef?«

»Ich weiß es nicht.«

»Er ist gegangen, nicht?«

»Ja.«

»Allein?«, fragte Suko, der in ihrer Nähe stand und sie nicht aus den Augen ließ.

»Nein, ich glaube nicht.«

»Also mit Jane Collins.«

Da nickte sie.

»Und wohin sind die beiden gegangen?«

Jennifer Flannigan senkte den Blick. »Sie ... sie ... haben es mir leider nicht gesagt.«

»Ist das so üblich?«

»Er sagt es mir nicht immer.«

Ich ging ein paar Schritte zur Seite und schaute mich in dem edlen Büro um. Auch hier war der Teppich so dick, dass man als Mensch das Gefühl haben konnte, darüber zu schweben.

Sehr lange brauchte ich nicht zu schauen, als mir eine zweite Tür ins Auge stach.

»Wo führt sie hin?«, fragte ich.

»In sein Zimmer«, gab Jennifer mit Zitterstimme zu.

»Was heißt das?«

Sie senkte den Kopf. »Ich weiß es nicht. Ich weiß gar nichts. Ich weiß überhaupt nichts mehr.« Sie schüttelte den Kopf. »Ich weiß auch nicht, was mit mir los ist.« Scharf holte sie Luft. »Ich habe Kopfschmerzen. Da ist was hinter meiner Stirn. Es quält mich so. Es tuckert. Es ... es ... ist nicht zu fassen. Ich möchte nicht, dass ich ...« Sie hörte auf zu sprechen und schnappte nach Luft. Plötzlich gaben ihre Knie nach. Das Blut wich aus ihrem Gesicht. Sie wurde bleich, und Suko, der in der Nähe stand, stützte sie ab.

Sie kam mir so vor, als hätte sie uns tatsächlich die Wahrheit gesagt. Einer wie Barker Barnabas war ein Einzelgänger, auch wenn er eine Mitarbeiterin bezahlte. Er würde sie nicht in alles einweihen, das war uns auch klar, und deshalb glaubten wir ihr auch, wenn sie davon sprach, dass sie nicht wusste, was sich

hinter der Tür alles befand.

Ich rechnete damit, einen Therapieraum zu finden, in den sich Barker mit seinen Patienten zurückzog, um dort unter vier Augen Gespräche zu führen, aber das würde ich noch alles herausfinden, wenn ich den Raum betreten hätte.

Auch jetzt steckte ich die Beretta nicht weg. Ich schaute auf die Klinke, die sich kaum vom übrigen Hintergrund abhob. Sie war handwarm, als ich sie berührte.

Ein kurzes Drücken, dann konnte ich die Tür aufziehen. Schon der erste Blick ließ mich staunen. In diesem Raum, der nicht besonders groß war, lauerte die Dunkelheit. Ich sah auch kein Fenster, sondern nur die schwarzen Wände, über die wenige Sekunden später das Licht strich, nachdem ich eine Deckenbeleuchtung eingeschaltet hatte.

Ein scharzer Raum. Dunkle Kacheln. Vier Wände - und eine Wand, an der ein Spiegel angebracht worden war.

Mit einem schnellen Rundblick hatte ich erkannt, dass ich die Wände vergessen konnte. Nur der Spiegel war wichtig. Beim ersten Hinschauen entdeckte ich auch dort nichts Besonderes, aber ich ahnte, dass er eine bestimmte Bedeutung für diesen Psychologen und dessen Patienten haben musste, wenn stimmte, was uns Jennifer Flannigan gesagt hatte.

Ich ging auf den Spiegel zu. Meine Gedanken schweiften etwas ab, denn ich dachte daran, dass ich meine Erfahrungen mit Spiegeln gesammelt hatte. Hin und wieder hatten sie zwar normal ausgesehen, aber sie waren manchmal auch Tore in andere Welten oder Dimensionen gewesen, und das konnte möglicherweise auch hier der Fall sein.

Vielelleicht hatte Barker den Spiegel auch für andere Therapiezwecke benutzt. Das vorauszusehen war mir leider nicht möglich. Aber er hatte seine bestimmte Aufgabe, das wusste ich sehr genau, und ich würde auch ohne Barker herausfinden, was er zu bedeuten hatte.

Die Fläche selbst fühlte sich glatt und kühl an, als ich mit der

Hand darüber hinwegstrich. Es gab also keine Probleme damit. Ich wollte mich damit allerdings nicht zufrieden geben, denn der große Test stand noch bevor.

Sollte es sich bei dem Spiegel tatsächlich um ein Tor in eine andere Welt oder Dimension handeln, dann würde ich es auch öffnen können. Das hatte ich in ähnlichen Situationen immer geschafft.

Ich sah mich. Ich schaute mir auch genau meine Umrisse an. An den Seiten zerliefen sie nicht. Mein Körper malte sich glatt im Spiegel ab. Da war nichts zu kritisieren.

Jetzt kam es auf den Test an!

Das Kreuz hatte ich noch stecken gelassen. Mit der rechten Hand griff ich zuerst an den Hals. Dort berührte ich die Kette mit zwei Fingern, die ich dann in die Höhe zog.

Ich merkte, wie das Kreuz an meiner Brust entlangglitt. Erwärm� hatte es sich noch nicht, aber der Drang, es einzusetzen, wurde in mir immer größer. Auch die Spannung nahm zu, und ich hatte das Gefühl, dass alles mit Jane Collins zu tun hatte, denn ihr Bild stand wieder vor meinem geistigen Auge.

Endlich lag das Kreuz auf meiner Hand.

Den Spiegel ließ ich nicht aus den Augen. Er hatte sich nicht verändert, obwohl er meiner Meinung nach in einem unmittelbaren Zusammenhang zu Barker stand.

Ich schaute wieder auf mein Kreuz. Es war sehr still geworden. Suko hatte sich mit Jennifer Flannigan in das normale Zimmer zurückgezogen. Beide wollten nicht stören, und als ich die rechte Hand mit dem Kreuz anhob und sie nahe an den Spiegel heranbrachte, drang durch die offene Tür der Schrei an meine Ohren.

Dann hörte ich die Worte.

»Er ist da! Ich spüre ihn! Er ist wieder ...« Ihre Stimme brach ab.

Ich wusste nicht, was die Frau in eine derartige Panik versetzt hatte. Vielleicht sah sie etwas, was mir verborgen war. Aber

danach wollte ich sie fragen, drehte mich um, das heißt, ich wollte es tun. Mitten in der Bewegung stoppte ich.

Plötzlich weiteten sich meine Augen.

Der Spiegel bewegte sich. Er selbst blieb zwar an der Wand hängen, aber in seinem Innern war die normale Glätte plötzlich verschwunden.

Wellen entstanden, vielleicht auch Risse, so genau war es für mich nicht zu erkennen.

In der folgenden Sekunde interessierten mich weder Risse noch Wellen, denn ich sah etwas ganz anderes, das sich allmählich aus dem Hintergrund nach vorn schob.

Es war ein Gesicht!

In den ersten Sekunden nach dem Erscheinen dieser Fratze - als etwas anderes konnte ich das Gesicht nicht bezeichnen -, stand ich auf dem Fleck, ohne mich zu rühren. Ich war irgendwie fest gefroren und merkte, dass es hinter meiner Stirn tuckerte. Das Blut war in Wallung geraten. Zugleich hatte sich das Kreuz leicht erwärmt. Es musste zwischen ihm und dem Gesicht einen Kontakt geben, etwas anderes konnte ich mir nicht vorstellen. Es war aus irgendwelchen Tiefen hervorgeholt worden und hatte meine letzten Zweifel beseitigt. Ich war mir jetzt sicher, dass Barnabas Barker, der große Psychologe und Psychotherapeut etwas mit den Mächten der Finsternis zu tun hatte. Anders ging es gar nicht. Dieses Wissen und auch der Gedanke an Jane Collins ließ abermals einen kalten Schauer über meinen Rücken laufen. Plötzlich kam mir der Gedanke, dass Jane in diese andere Welt, aus der das Gesicht aufgetaucht war, entführt worden war. Möglicherweise durch den Spiegel.

Ich hatte mich nur kurz ablenken lassen und konzentrierte mich nun wieder auf das Gesicht. Es war so nah, und doch kam es mir meilenweit entfernt vor.

Es war das Gesicht eines Menschen. Allerdings nicht mit einer menschlichen Haut versehen. Mir kam sie vor, als bestünde sie aus Stein, der im Laufe der Zeit Risse bekommen hatte.

Ein Maul. Leere Augenhöhlen, die wie Eingänge zu tiefen Schächten wirkten. Der Mund bestand ebenfalls nur aus einer Öffnung, hinter der die Dunkelheit gähnte.

Ich schwieg, hörte mich atmen. Spürte wieder die Kälte auf meiner Haut und die leichte Wärme des Kreuzes. Dabei hatte ich das Gefühl, wegzutreiben. Noch immer war ich damit beschäftigt, die Leere und den Anblick zugleich in meinem Innern zu verdauen. Auch weil ich dabei an Jane Collins dachte.

Ich stand noch einen Schritt vor der glatten Spiegelfläche entfernt. Immer wieder starre ich das Gesicht an, und mich interessierten dabei die Bewegungen auf seiner Vorderseite. Es gab sie nicht. Sie waren einfach erstarrt und hatten die Risse hinterlassen. Und trotzdem tat sich dort etwas, denn an den Lippen sah ich das Zucken. Als wären sie dabei, zu grinsen. Das Gesicht verspottete mich, während zugleich in den Augenhöhlen der dunkle Rauch erschien, als hätte das Feuer der Hölle ihn produziert. Der Rauch strömte hervor. Er verteilte sich auf der Spiegelfläche. Er wölkte, er zerfaserte, und so entdeckte ich manche Figuren, die sich nach irgendeinem Muster zusammensetzten. Ich war bereit, auf den Spiegel zuzugehen und ihn mit meinem Kreuz zu attackieren. Aber etwas hielt mich davon ab, denn ich hatte das Gefühl, Jane Collins damit zu schaden. Es war gut vorstellbar, dass sie sich in den Fängen des Gesichts befand, und da wollte ich auf keinen Fall etwas Negatives riskieren.

Aber es gab noch Jennifer Flannigan. Sie war eine Mitarbeiterin des Psychologen, und sie würde mir sicherlich mehr über die rissige Betonfratze sagen können.

Deshalb ließ ich das Gesicht in Ruhe und zog mich wieder

zurück, wobei sich automatisch auch das Kreuz von der Spiegelfläche entfernte und die Verbindung immer schwächer wurde.

An der Tür schaute ich ein letztes Mal auf den Spiegel. Das Gesicht war noch vorhanden, aber seine Umrisse tauchten allmählich weg. Die Spiegelfläche saugte sie ein, und als ich schließlich rückwärts über die Schwelle trat, war es nicht mehr zu sehen. Zum ersten nur noch als schwacher Fleck.

Jennifer Flannigan und Suko hatten das Zimmer des Psychologen nicht verlassen. Nebenan klingelte das Telefon, doch niemand kümmerte sich darum. Suko hatte die Frau in einen Sessel gedrückt, wo sie mit ausgestreckten Beinen saß und wartete. Das Zittern hatte zwar nicht aufgehört, aber es war schwächer geworden. Jetzt saß sie auf dem weichen Leder wie jemand, der sich am liebsten versteckt hätte und nie wieder aufgetaucht wäre.

Suko brauchte sich um die Frau nicht mehr zu kümmern, deshalb drehte er sich mir zu. Seinem Gesicht sah ich an, dass er zahlreiche Fragen hatte, mit denen er auch nicht hinter dem Berg hielt.

»Bitte, John, du musst doch was erlebt haben.«

»Das habe ich auch.«

»Und?«

»Du hast den Spiegel gesehen?«

Er nickte. »Nur kurz, aber immerhin.«

»Da erschien ein Gesicht«, erklärte ich nach einem tiefen Atemzug. »Das Gesicht eines Mannes.«

»Kanntest du ihn?«

Diesmal musste ich lachen. »Nein, ich kannte ihn nicht. Ich habe ihn nie gesehen. Und es war auch nicht das Gesicht eines normalen Menschen, sondern das eines Monsters. Ein altes Gesicht, eine Fratze, grau wie Beton oder Stein, der durch zahlreiche Risse gekennzeichnet wurde. Leere Augenhöhlen, ein offener Mund. Schwärze in den Augen und auch im

Mund.« Ich zuckte mit den Schultern. »Leider kann ich dir nicht sagen, zu wem das Gesicht gehört...«

»Barker vielleicht?«, unterbrach Suko mich.

»Keine Ahnung.«

»Es gibt doch keine andere Lösung.«

»Sollte man meinen. Aber welcher Patient geht schon zu einem Psychologen, der so aussieht?«

»Stimmt auch wieder.«

Ich deutete auf Jennifer Flannigan. »Deshalb ist sie für uns wichtig. Sie weiß mehr als sie zugegeben hat. Und warum wollte sie uns erschießen? Hast du sie das gefragt?«

»Ja.« Suko lächelte vor sich hin. »Ich bekam allerdings keine Antwort, die mich zufrieden gestellt hätte.«

»Was sagte sie?«

»Jennifer sprach davon, dass sie es hat tun müssen. So einfach ist das. Plötzlich zieht man eine Waffe und schießt auf die Besucher. Das scheint in einer psychologischen Praxis normal zu sein. Zumindest in dieser, John.«

»Und weiter?«

Mein Freund schüttelte den Kopf. »Nichts weiter, John, gar nichts. Ich habe es zwar versucht, aber sie wollte nicht reden. Es war, als hätte man ihr den Mund zugenäht. Kann der Schock sein. Es kann auch mit etwas anderem zusammenhängen.«

»Durchaus möglich«, erwiderte ich leise und dachte dabei an den Schrei, den ich gehört hatte. Ich sprach meinen Freund darauf an, der mir auch sofort zustimmte.

»Ja, den Schrei habe ich gehört. Allerdings hat sie für meinen Geschmack völlig unmotiviert geschrien. Ich habe ihr nichts getan, und hier ist auch nichts passiert.«

»Das stimmt schon. Aber nicht im Nebenraum. Sie schrie nämlich, als das Gesicht im Spiegel erschien.«

Suko machte ein Gesicht wie ein Schuljunge, dem plötzlich die Lösung einer Rechenaufgabe einfällt. »Moment mal, John, wenn man den Faden weiterspinnt, kann das nichts anderes

heißen, als dass Jennifer Flannigan und das Gesicht, sage ich mal, irgendwo und irgendwie miteinander in Verbindung stehen.«

»Genau so sehe ich das auch.«

»Nicht schlecht«, flüsterte er und warf ihr einen etwas längeren Blick zu. »Ob sie uns aber sagen wird, was wirklich passiert ist?«

»Ich werde sie fragen.«

Ich ging zu ihr und setzte mich in einen zweiten Sessel. Erst als sich das Leder unter meinem Gewicht zusammendrückte, schaute Jennifer mich an.

Sie drehte mir leicht den Kopf zu, und ich sah das Erschrecken in ihren Augen.

»Keine Angst, Jennifer. Ich will Ihnen nichts tun. Es ist nur wichtig, dass Sie mir einige Fragen beantworten. Sind Sie dazu bereit?«

»Nein, ich ... ich ... weiß doch nichts.«

»Das wird sich herausstellen.«

Sie drehte den Kopf zur Seite, doch davon ließ ich mich nicht beirren. Ich wollte von ihr wissen, was wirklich geschehen war.

»Sie müssen mir jetzt sagen, was passiert ist, Jennifer. Was lief ab, nachdem Jane Collins hier zu Ihnen in die Praxis kam. Was tat Ihr Chef?«

»Wovon reden Sie?«

»Von der ...«

Nein, es hatte keinen Sinn. Sie würde mich nicht aufklären, auch deshalb nicht, weil sie es einfach nicht konnte. Sie war von der Rolle, wie man so schön sagt. Sie schaute mich an, aber sie blickte trotzdem durch mich hindurch. Für sie war ich nicht vorhanden.

»Wissen Sie, dass Sie auf uns geschossen haben?«, meldete sich Suko aus dem Hintergrund.

»Geschossen?«

»Ja, Jennifer. Mit dieser Waffe.« Suko zog die Automatik aus

dem Hosenbund hervor. »Wem gehört sie?«

Die rothaarige Frau überlegte noch. »Ich glaube, dass ich sie gehabt habe.«

»Sehr gut, meine Liebe. Dann sind wir ja schon ein ganzes Stück weiter gekommen.«

»Sie können uns sicherlich sagen, wer Ihnen die Waffe gegeben hat?«, sagte ich.

»Nein.«

»Ihr Chef?«

Zuerst verzog sie das Gesicht, sodass ein gequälter Ausdruck entstand. Dann hob sie ihre Hand und wischte über die Stirn. Auf der Haut lag ein Film aus Feuchtigkeit. »Ich kann mich nicht erinnern. Das müssen Sie mir glauben.«

»An was können Sie sich erinnern?«

Es war ihr anzusehen, dass sie nach einer Antwort suchte. Sie gab sich auch redlich Mühe, doch es fiel ihr einfach zu schwer, die richtigen Worte zu finden.

Wir ließen ihr Zeit. Sie bewegte sich auf der Sitzfläche hin und her. Dabei schaute sie durch die offene Tür hinein in ihr Vorzimmer, doch auch dort bekam sie die Lösung nicht präsentiert. Das Telefon klingelte nicht mehr. Auch zwischen uns war es still geworden, und ich sah, dass sie einige Male die Augen bewegte. Sie schloss und öffnete sie, dann holte sie schlürfend Luft, schaute uns wieder an, und bei ihrem starren Blick sank für uns die Hoffnung auf eine normale Antwort.

Aber sie sagte trotzdem etwas.

»Exit!«

Wir hatten auf eine Erklärung gewartet. Dass sie nur aus einem Wort bestand, damit hatten wir nicht gerechnet. Dementsprechend schauten wir uns auch an.

»Können Sie das wiederholen?«, fragte ich, weil ich wirklich auf Nummer sicher gehen wollte.

»Exit!«

Es stimmte. Wir hatten uns nicht verhört. Das Wort Exit

passte haargenau. Es bedeutete so viel wie Ausgang, und Jennifer hatte ihren Ausgang gefunden.

»Können Sie uns nicht mehr darüber sagen?«, wollte ich wissen. »Was meinen Sie mit Exit?«

»Exit!«, wiederholte sie.

Es war eine Spur. Ein Anfang. Leider standen auch wir erst am Beginn, und so mussten wir versuchen, den Faden aufzurollen und ausgerechnet beim Ausgang anfangen.

»Wie geht es weiter?«, fragte ich und beugte mich ihr entgegen. »Was bedeutet Exit genau für Sie?«

Wieder blickte sie ins Leere und hob die Schultern.

Jennifer Flannigan war nicht sie selbst. Das sah ich ihr an. Auch Suko war meiner Meinung. Aber wir mussten aus ihr herausbekommen, was alles dahintersteckte, und so fing ich wieder von vorn an. Allerdings näherte ich mich dem Thema von einer anderen Seite.

»Ich habe Ihren Schrei gehört, als ich mich im Nebenraum befand. Können Sie mir den Grund nennen, weshalb Sie geschrien haben?«

Sie schaute mich an, als hätte ich ihr etwas Schlimmes gesagt. Dann aber flüsterte sie und senkte den Kopf dabei. »Ja, da ist etwas gewesen, Mr. Sinclair.«

»Wunderbar. Und was?«

Sie rieb ihre schlanken Hände mit den lackierten Nägeln. Sie besaßen ungefähr die gleiche Farbe wie ihr Haar. »Ich ... ich ... dachte, dass er wieder hier ist.«

»Wer genau?«

»Barnabas Barker.«

Endlich war mal ein anderer Name gefallen. »Barnabas Barker war hier bei Ihnen. Hier, wo wir uns getroffen haben?«

»Ja.«

»Aber ich habe ihn nicht gesehen.«

Zuerst blickte sie mich an und machte den Eindruck, als wollte sie protestieren. Dann hob sie mit einer sehr langsamem

Bewegung den Arm und wies dorthin, wo sich die Tür zum dunklen Raum abzeichnete. »Ja, da ist er gewesen.«

»Hinter der Tür?«

Sie nickte zwei Mal.

»Und das haben Sie alles gesehen oder ...?«

»Nein, ich habe es gespürt. Ich spürte genau, dass er dort gewesen ist. Aber jetzt nicht mehr. Ich sehe ihn nicht. Ich fühle ihn auch nicht.«

»Aber Sie sind sicher, dass er dort hinter der Tür gewesen ist. Oder nicht?«

Jennifer überlegte. Es war ihr anzusehen, dass sie stark nachdachte, und dann nickte sie. »Ja, er muss dort gewesen sein. Er muss es einfach.«

Noch war ich nicht sicher und fragte deshalb: »An eine andere Person denken Sie nicht?«

»Nein, wieso denn?«

»Ich habe auch etwas gesehen. Es stimmt, dass jemand sich in diesem anderen Raum befunden hat. Wobei ich nicht mich meine. Ich sah ihn im Spiegel. Nicht alles, nur sein Gesicht. Aber es war nicht mehr das Gesicht eines normalen Menschen, sondern eine graue Fratze mit Rissen in der Haut. Jetzt frage ich Sie, Jennifer. Soll ich Ihnen glauben, dass ihr Chef tatsächlich so aussieht?«

»Er war es.«

»Aber ich kenne Bilder von ihm. Er kann nicht so ausgesehen haben. Oder zeigt er sich in zwei Gestalten, wenn er die Menschen behandelt und ihnen die Träume nimmt?«

»Das macht er nicht.«

»O doch, Jennifer. Er ist in der Lage, ihnen die Träume zu nehmen. So einfach ist das. Er stiehlt sie ihnen, und genau deshalb sind wir gekommen. Ihr Chef nimmt ihnen die Träume. Er treibt die Menschen damit in den Wahnsinn, denn so wird jemand, der nicht träumen kann: Er dreht durch. Er wird wahnsinnig.«

Jennifer atmete scharf aus. Dann zog sie die Nase hoch. Ich sah auch, wie sie schluckte. Sie drehte den Kopf zur Seite, weil sie mich nicht anschauen wollte. Noch immer hatte sich bei mir der Eindruck festgesetzt, dass Jennifer nicht Herrin ihrer Sinne und der damit verbundenen Kontrolle war.

»Exit«, sagte sie wieder.

Ich hatte sie nicht danach gefragt. Wieder war dieses Wort automatisch über ihre Lippen gerutscht, und wieder hakte ich nach. »Was bedeutet Exit?«

»Er war da«, sagte sie plötzlich.

»Wer?«, flüsterte Suko, der sich ebenfalls gesetzt hatte.

»Barnabas.«

»Haben Sie ihn gesehen?«

»Nein, das habe ich nicht. Aber ich konnte ihn spüren. Im Nebenraum ist er gewesen.«

»Das war nur das Gesicht!«, sagte ich.

Und wieder flüsterte sie das bestimmte Wort. »Exit...«

Suko beugte sich zu mir hin. »Ich denke, John, dass du andere Saiten aufziehen solltest. Sie ist verstockt. Sie kann nichts dafür, aber ich habe daran gedacht, dass sich unser Freund auch als Hypnotiseur einen Namen gemacht hat. Du verstehst, was ich damit meine.«

»Klar. Sie steht unter einem fremden Einfluss, und der Begriff Exit ist so etwas wie ein Schlüsselwort.«

»Genau das.«

Ich wandte mich wieder an die rothaarige Frau. Ich konzentrierte mich auf ihre Augen. Darin kann man oft erkennen, wie es einem Menschen geht und ob er unter einem fremden Einfluss steht.

War das bei ihr der Fall?«

Auf den ersten Blick war es nicht zu erkennen. Ich gab allerdings nicht auf und schaute zum zweiten Mal hin. Noch mehr Konzentration, noch mehr Tiefe. Mich versenken in den Ausdruck der Augen, versuchen, etwas von der Botschaft zu

finden, die darin transportiert werden sollte.

Die Augen gehörten zu ihr und trotzdem wiederum nicht. Je mehr ich mich auf sie konzentrierte, um so stärker breitete sich in mir der Verdacht aus, dass hier etwas nicht stimmte. Dass es ein anderer Einfluss war, der in dieser Person steckte.

Suko hatte den Begriff Hypnotiseur verwendet. Außerdem hatte die Frau einige Male das Wort Exit wiederholt, und genau das deutete darauf hin, dass das Unterbewusstsein der Person irgendwie geimpft sein musste, sonst hätte sie nicht so reagiert.

Also musste ein Gegenmittel gefunden werden, um sie aus ihrem Zustand hervorzuholen.

Und das trug ich bei mir.

Das Kreuz war kein Allheilmittel, das stand fest. Aber es hatte mir schon oft genug perfekte Dienste erwiesen, und ich wollte, dass dies auch so blieb.

Mein Talisman konnte zerstören. Er konnte gnadenlos sein, aber er konnte mir auch gewisse Dinge aus dem Dunkel ans Licht holen, und ich hoffte, dass mein Kreuz so reagieren würde.

»Schauen Sie bitte hin, Jennifer.«

Sie bewegte wieder den Kopf und musste ihn etwas nach links drehen, weil ich ihre Bewegung genau unter Kontrolle halten wollte. War es Einbildung oder stimmte es tatsächlich? Ich zumindest hatte den Eindruck, als würde sie sich langsam bewegen. Langsamer als jeder andere Mensch, der nicht unter einem fremden Einfluss stand.

Jetzt sah sie das Kreuz!

Meine Spannung wuchs. Das Herz klopfte schneller. Ich wusste auch nicht, weshalb ich so nervös war, möglicherweise war die Sorge um Jane Collins wieder gestiegen, dann aber hatte ich nur Augen für Jennifer Flannigan.

Sie sah das Kreuz.

Sie sah es an!

Nein, das stimmte nicht. Sie starnte gegen den Talisman auf

meiner Hand. Es war ein Blick, den ich nicht als normal einstufen wollte. Sie glotzte. Sie bewegte ihre Hände. Sie rieb die Handflächen über ihre Oberschenkel hinweg. Sie schnappte ein paar Mal nach Luft, und dann wich die Starre aus ihrem Gesicht.

Jennifer Flannigan schrie auf!

Der schrille Laut erinnerte mich an den Klang einer Sirene. Wenn sie gekonnt hätte, wäre sie bestimmt geflohen, so aber drückte sie sich nur gegen die Lehne des Sessels.

Sie zitterte, stieg dann hoch, schrie auf und wollte wegrennen. Suko, der beide Hände frei hatte, war schneller. Er griff so hastig zu, dass Jennifer nicht mehr wegkam. Durch den scharfen Ruck wurde sie wieder zurück in den Sessel gezogen und rutschte dabei über die rechte Seitenlehne hinweg.

Sie fing an zu weinen. Den Kopf hielt sie dabei gesenkt, weil sie keinen von uns beiden anschauen wollte. Es kam mir so vor, als würde sie sich schämen.

Wir gaben ihr einige Sekunden Zeit, bevor wir uns wieder um sie kümmerten.

»Jennifer?«, flüsterte ich.

»Bitte nicht.«

»Doch, wir müssen reden.«

Sie strich ihre Haare vom Gesicht weg. Jetzt konnte sie uns sehen, und wir sahen sie.

Ja, es war eine Veränderung bei ihr eingetreten. Ich sah es in ihren Augen. Trotz des Tränenwassers blickte sie klarer als noch vor einigen Minuten. Sie konnte mich anschauen, doch die tiefe Qual war noch nicht vollständig verschwunden.

»Bitte, Jennifer, es ist wichtig, dass Sie uns Antworten auf unsere Fragen geben.«

Wieder hob die Frau den Blick. Das Gesicht zeigte einen Ausdruck wie bei einem Menschen, der erst noch nachdenken muss, um zu einer Antwort zu finden.

»Ich kenne Sie«, sagte sie plötzlich, bevor sie über ihre

Augen wischte. »Aber das ist alles so verschwommen und so weit weg. Ich kenne Sie beide.«

»Exit«, sagte ich.

»Bitte?« Jennifer hatte das Wort gehört. Nur reagierte sie diesmal nicht darauf. Da hätte ich auch irgendetwas anderes sagen können. Die Reaktion wäre die Gleiche geblieben.«

»Sagt Ihnen das nichts?«, fragte Suko.

»Ja, doch. Ausgang.«

»Bestimmt. Aber in diesem Fall müsste es mehr bedeuten, denn Sie haben es oft erwähnt.«

Sie wusste nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. »Ich ... ich?«, flüsterte sie schließlich, »ich soll es gesagt haben? Nein, bitte, das kann ich nicht glauben.«

»Wir lügen Sie nicht an.«

»Was soll ich denn mit dem Ausgang gemeint haben. Sie wegschicken oder wie?«

Als Antwort hielt ich ihr mein Kreuz entgegen. Ich war gespannt, wie sie jetzt reagieren würde. Der Blick erfasste meinen Talisman, aber sie zeigte keine Reaktion. Es schien ihr alles egal zu sein. Sie sah das Kreuz als einen neutralen und völlig normalen Gegenstand an. Auch zeigte sie nicht unbedingt eine große Ehrfurcht davor. Sie sah es, nahm es hin, aber mehr geschah nicht.

»Das kenne ich nicht.« Noch immer war sie ohne Verständnis. »Warum zeigen Sie es mir?«

»Sie haben schon mal anders gesprochen.«

»Wann denn?«

Ich winkte ab. »Lassen wir das und kommen wir zu einem anderen Thema. Sie arbeiten für Dr. Barnabas Barker.«

»Das stimmt genau.«

»Und Sie sind auch die Person, die dann die Patienten im Vorzimmer empfängt.«

»Nein, das sind keine Patienten, Mr. Sinclair. Es sind Klienten. Von Patienten reden wir nicht.«

»Pardon, das haben wir nicht gewusst.«

»Aber Sie sehen die Klienten als Erste?«, fragte Suko.

»Ja, das ist so.«

»War das auch bei Jane Collins so, als sie eintrat?«

Auf diese Antwort waren wir gespannt. Keiner sprach in den folgenden Sekunden, wir wollten der Frau das Wort nicht abschneiden, wenn es soweit war.

»Da ist jemand gekommen«, erklärte sie. »Eine blonde Frau.

Ja, sie hieß wohl Jane Collins.«

»Na endlich«, flüsterte ich, weil ich das Gefühl hatte, einen Schritt weitergekommen zu sein.

»Wo ging sie hin? Was hat sie gesagt?«

»Sie wollte zu dem Doktor.«

»Das dachten wir uns«, sagte Suko. »Aber ist sie auch bis zu ihm vorgedrungen?«

Plötzlich bekam die Frau ein rotes Gesicht, weil das Blut hineingestiegen war. »Ja, das ist sie. Und ich kann mich noch sehr gut an all den Ärger erinnern, den ich hatte.« Noch jetzt regte sich Jennifer Flannigan auf. »Sie stürmte einfach hier hinein. Sie war nicht angemeldet, und sie hat sich auch nicht zurückhalten lassen. Sie ... sie hätte es sogar mit Gewalt versucht, kann ich Ihnen sagen. Ich wollte sie ja aufhalten, aber ich habe es nicht geschafft.«

»Dann ist sie zu Barker vorgedrungen.«

»Klar, das ist sie.« Fast böse schaute mich die Frau an. »So etwas kann man einfach nicht zulassen, aber bei ihr habe ich nichts tun können. Das heißt, der Chef hat den Krach hier gehört und verließ schon vorher sein Arbeitszimmer.«

»Was passierte dann?«

So rasch wie sie vorhin geantwortet hatte, so sehr schwieg sie jetzt und biss sich sogar auf die Unterlippe. »Ich weiß nicht genau, was dann geschah, denn beide sind im Arbeitszimmer verschwunden.«

»Nicht in diesem dunklen Raum?«

»Keine Ahnung. Ist aber möglich, Mr. Sinclair. So genau kann ich das alles nicht sagen. Jedenfalls kamen sie wieder zurück. Und da hat sich einiges verändert.«

»Inwiefern?«

Jennifer regte sich auf. Sie bekam Herzklopfen und presste die Hand gegen die Brust. Wir ließen ihr Zeit. Man durfte bei ihr nichts überstürzen. Dass mein Kreuz sie so auf die andere und normale Seite gezogen hatte, das hätte ich zuerst nicht gedacht. So aber festigte sich in mir der Verdacht, dass sie unter einem dämonischen Einfluss oder unter einer dämonischen Hypnose gestanden hatte. Die war allerdings durch den Anblick meines Kreuzes geknackt worden.

Endlich konnte sie wieder sprechen. »Ich weiß nicht, was da genau passiert ist, aber als sie zurückkamen - beide, meine ich - da war nichts mehr normal.«

»Wieso nicht?«

»Der Doktor wurde bedroht.«

»Ach«, sagte ich nur.

»Ja, ja, auch wenn Sie mir nicht glauben. Er ist von dieser Collins mit einer Pistole bedroht worden.«

»Und was haben die beiden dann getan?«

»Sie sind gegangen. Der Chef musste gehen. Die Frau ist nicht mehr normal gewesen. Sie hätte bestimmt geschossen.« Jennifer schüttelte den Kopf. »Es ist mir auch ein Rätsel, dass er sich von dieser Person hat reinlegen lassen.

Eigentlich ist er darauf vorbereitet, dass Menschen zu uns kommen, die auch aggressiv werden können. Aber er hat sich das Heft aus der Hand nehmen lassen und ging vor ihr her wie ein kleiner Schulbub.«

»Wo sind Sie hingegangen?«, fragte Suko.

»Auf die Tür zu.«

»Ja, das habe ich mir gedacht. Und dann?«

»Ich weiß es nicht.«

»Sollen wir Ihnen das glauben, Jennifer? Sind Sie nicht

aufgestanden und ihnen nachgelaufen?«

»Nein, bin ich nicht.«

»Und Sie haben auch nicht die Polizei alarmiert? Schließlich ist es eine Entführung gewesen.«

»Das habe ich auch nicht getan.«

»Warum nicht?«, wollte ich wissen.

Wieder steckte sie in der Falle. Sie fühlte sich von zwei Seiten bedrängt, das sahen wir ihr an. Aber sie hatte mit sich selbst Probleme, denn sie dachte angestrengt nach und presste beide Hände gegen ihre Wangen.

»Sie können mich den ganzen Tag über fragen, aber Sie werden keine andere Antwort bekommen. Es ist so gewesen. Ich habe sie durch das Vorzimmer gehen sehen.« Mit einer schwachen Handbewegung deutete Jennifer zur Tür, »und das ist es dann auch gewesen. Tut mir Leid, wenn ich so etwas sagen muss.«

»Haben Sie sich darüber Gedanken gemacht, was da passierte?«

»Nein, Mr. Sinclair, bisher nicht. Ich bin auch völlig von der Rolle, wenn ich ehrlich sein soll. Wirklich, Sie können mich nicht... dafür verantwortlich machen, da ich mich an nichts erinnern kann. Mir fehlt eine Zeitspanne.

Ihre Namen habe ich behalten, aber ich weiß nicht, wo Sie herkommen und was Sie hier von mir wollen.«

»Wir suchen Jane Collins«, sagte Suko.

»Ich habe sie nicht.« »Das wissen wir. Aber sie könnten uns trotz ihrer Vergesslichkeit vielleicht sagen, wohin die beiden gegangen sind.«

»Nein, nein!«, wehrte sie heftig ab. »Das ist nicht möglich. Das geht nicht. Ich weiß nicht, wohin die beiden gegangen sind. Ich habe sie nicht mal...«, sie überlegte. »Ja, ich sah sie nicht mal aus dem Vorzimmer hier gehen.«

»Offiziell haben die beiden das Haus nicht verlassen«, erklärte ich. »Wir hätten sie dann sehen müssen. Oder gibt es hier

noch einen zweiten Ausgang?« »Ja, der an der Rückseite.« »Wohin kommt man da?« Sie zuckte die Achseln. »Dort liegt ein kleiner Garten. Er grenzt unsere Häuserzeile von der nächsten ab. Das ist alles. Verstecken kann man sich dort kaum.«

»Wissen Sie eventuell, wo Ihr Chef hingegangen sein könnte? Ich meine, er wird doch nicht hier in der Praxis übernachten. Ich kann mir denken, dass er ein Haus oder eine Wohnung besitzt.« »Ein Haus.«

»Sehr gut. Und wo genau?« »Etwas außerhalb. Auf einem kleinen Hügel. Man hat dort ein Gebäude errichtet. Das hat der Chef gekauft. Mit einem herrlichen Blick über das Wasser.«

»Sind Sie schon mal dort gewesen?« Jennifer Flannigan nickte mir zu. »Zwei Mal. Ich habe dort etwas abgeholt.«

»Und? Wie sah es aus?« »Das kann ich Ihnen nicht genau sagen«, flüsterte sie. »Ich bin auch nur im unteren Teil gewesen. Der obere besteht aus Glas. Es muss wunderbar sein, denn der Chef erzählte mir, dass er immer das Gefühl hat, unter freiem Himmel zu schlafen.«

»Jetzt brauchen wir nur die Adresse.«

Die bekamen wir. »Es liegt in Richmond, wo die Themse durch den Park führt. An der Südseite.«

»Dann hat er auch einen Blick über den Fluss.«

»Ja, hat er.«

»Wunderbar. Sie brauchen uns nur die genaue Anschrift zu nennen.«

Die bekamen wir auch. Als ich den kleinen Zettel entgegennahm, auf dem Jennifer die Adresse notiert hatte, sah ich, dass ihre Finger zitterten. »Wollen Sie denn dorthin?«

»Sicher.«

»Und was passiert dann?«

»Ich denke, dass wir uns in aller Ruhe mit Ihrem Chef unterhalten werden.« Ich gab Suko den Zettel. »Aber nicht sofort, Jennifer. Zunächst schaue ich mich noch in diesem Spiegel-

raum um. Es kann sein, dass er noch weitere Geheimnisse offenbart.«

»Aber da gibt es nichts zu sehen!«, protestierte sie fast.

»Sind Sie sicher?«

»Ja, ich weiß es.«

»Dann wissen Sie auch, dass Sie auf uns geschossen haben. Oder ist Ihnen das entgangen?«

Sie sagte nichts. Meine Worte hatten sie hart getroffen. Sie verkrampfte sich und flüsterte: »Wieso soll ich auf Sie geschossen haben?«

»Mit einer automatischen Pistole.«

Wieder wollte sie protestieren, aber das schaffte sie nicht mehr. Die Worte blieben ihr im Hals stecken. Sie konnte nur den Blick senken und fragen: »Was soll ich denn jetzt tun?«

»Am besten gar nichts«, sagte ich und machte mich auf den Weg zu diesem dunklen Raum ...

Reingelegt!, fuhr es Jane durch den Kopf. Er hat mich reingelegt, verdammt noch mal. Er ist besser als ich!

Sie wollte nicht so denken, aber sie konnte die Augen nicht vor den Tatsachen verschließen. Noch immer sah sie nach außen hin aus wie ein Mensch, der sich in einer besseren Position befindet, da sie ihre Pistole noch in der rechten Hand hielt und die Mündung weiterhin auf den Arzt zeigte. Sie durfte jetzt auf keinen Fall die Nerven verlieren und Barker den Triumph gönnen.

»Wir sind im Keller, sagten Sie?«

»Ja. Sie brauchen sich nur umzuschauen. Es ist im Vergleich zu meinen Räumen oben keine gute Gegend und ein Unterschied wie Tag und Nacht. Aber auch das gehört zum Leben. Es gibt die beiden Extreme nun mal, und die können wir nicht wegdiskutierten.«

»Da haben Sie Recht. Ich will sie auch nicht zur Seite drängen, Dr. Barker, aber ich möchte etwas anderes in die Wege leiten.«

»Gut, ich höre.«

»Wir beide werden den gleichen Weg in die umgekehrte Richtung nehmen. Das heißt, wir fahren wieder hoch.«

Barker runzelte die Stirn. »Denken Sie wirklich, dass ich das zulassen werde? Wo leben Sie?«

»In der Realität.«

»Nein«, erklärte er arrogant, »das nehme ich Ihnen nicht ab. Sie leben nicht in der Realität und stehen auch nicht mit beiden Füßen auf dem Boden. Sie glauben doch nicht im Ernst, dass ich Sie hier wieder weglassen.«

»Ich besitze die Waffe!«

»Na und? Denken Sie, dass ich mich dadurch einschüchtern lasse? Weshalb wollen Sie schießen? Ich habe Ihnen nichts getan. Sie sind zu mir gekommen, nicht umgekehrt. Sie haben mich sogar entführt, wenn man es genau nehmen will. Und jetzt wundern Sie sich, dass ich mich dagegen stemme.«

»Es stimmt, Mr. Barker, mir haben Sie nichts getan. Aber einer Frau namens Cora Atkins. Sie haben ihr die Träume genommen und sie so unter Ihre Kontrolle bekommen. Es ging sogar soweit, dass Cora Atkins ihren Mann erschoss und ihn regelrecht mit Kugeln voll gepumpt hat. Genau das ist es, was Sie zu verantworten haben, Doktor.«

Er lächelte breit. Und dieses Lächeln machte ihn eben für viele Frauen so unwiderstehlich. Auf Jane Collins konnte das nicht wirken, aber ihr war schon klar, dass ihm viele Frauen auf den Leim gingen. »Ja, ja, die gute Cora«, sagte er. »Es war schon recht schlimm mit ihr. Sie ging mir wirklich auf den Geist. Sie kam wegen ihrer Albträume zu mir. Sie hat schwer darunter gelitten, und da blieb mir nichts anderes übrig, als ihr die Träume zu nehmen. So habe ich sie geheilt.«

»Geheilt!«, spottete Jane, »das glauben Sie doch selbst nicht.«

Dr. Barker!«

»Wie Sie meinen, Jane. Aber ich hätte da eine andere Frage.
Leiden auch Sie unter Albträumen?«

»Nein!«

»Sie lügen!«, sagte er ihr ins Gesicht. »Sie lügen, Jane, denn jeder Mensch leidet darunter. Sie wissen es nur nicht. Träume sind sehr wichtig. Sie sorgen dafür, dass sich das Unterbewusstsein klärt. Dass es wieder in Ordnung kommt. Dass Sie tagsüber dann so leben können wie Sie möchten. Sie müssen einfach Träume haben, auch wenn Sie es mir gegenüber nicht zugeben wollen. Das ist nun mal so, Jane.«

»Und es spielt in diesem Fall auch keine Rolle. Ich bleibe bei meinem Vorsatz. Wir fahren wieder hoch.«

Beinahe bedauernd schüttelte der Arzt den Kopf. »Nein, das werde ich nicht zulassen. Ich habe nichts getan. Ich habe Ihr Spiel mitgemacht, doch jetzt ist Schluss. Von nun an bestimme ich die Regeln, und Sie werden sich danach richten müssen. Bevor wir allerdings in die Einzelheiten gehen, Jane, was hat Sie eigentlich dazu bewogen, sich so für Cora Atkins einzusetzen?«

»Ich bin eben neugierig.«

»Dafür habe ich sogar Verständnis. Doch es gibt einen Punkt, wo bei einem normalen Menschen die Hemmschwelle eintritt und die Neugierde schließlich aufhört.«

»Der ist bei mir noch nicht erreicht.«

Im diffusen Licht des Kellers schaute der Arzt in Janes Gesicht. Sein Blick war kalt und forschend zugleich. Die Lippen zeigten wieder dieses widerliche Lächeln. Nach einer Weile deutete er ein Nicken an. »Ja, Sie haben Recht, was Sie persönlich angeht. Bei Ihnen ist der Punkt noch nicht erreicht, Jane. Manche Menschen sind eben stark, und Sie scheinen dazu zu gehören.«

»Sie haben es erfasst.«

»Es gehört zu meinem Beruf, mich mit den unterschiedlich-

ten Menschen zu beschäftigen. Etwas Besonderes ist das nicht. Aber ich lasse mir meinen Beruf auch nicht kaputtmachen, denn ich habe Großes vor, verstehen Sie? Sehr Großes sogar.«

»Ja? Wollen Sie die Menschheit unter Ihre Kontrolle bringe?«

Er winkte ab. »Sagen Sie das nicht. Hier geht es nicht um die Menschheit. Gewisse Personen reichen mir. Wobei ich die Testphase allmählich verlasse. Cora war ein derartiger Testfall, und ich sehe mich auf einem guten Weg.«

»Den Sie bestimmt nicht bis zum Ende gehen werden, das schwöre ich Ihnen.«

»Sie irren sich!«

Jane erwiderte nichts mehr. Sie wusste, dass ihr weiteres Schicksal auf des Messers Schneide stand. Dieser Mensch hatte sie nicht grundlos in den Keller geführt. Sie wollte nicht sagen, dass dies hier sein Reich war, aber er kannte sich hier aus. Er verfolgte finstere Pläne. Er wollte bestimmte Menschen beeinflussen, was er auch schon bei Cora Atkins geschafft hatte und leider auch bei Jeff Boone, dem Polizisten. Er hätte ohne weiteres John Sinclair erschossen. So konnte sie sich wirklich vorstellen, dass die Testphase vorüberging und sich dieser Mensch jetzt an andere Personen heranwagte, die möglicherweise im öffentlichen Leben standen. Das konnte durchaus gefährlich werden, wenn es um Menschen ging, die etwas zu sagen hatten, zum Beispiel Militärs, Politiker und Wirtschaftslenker. Da kam dann einiges zusammen, und ein Ende konnte mehr als schrecklich sein.

Sich das in dieser Gegend vorzustellen, war nicht leicht für Jane, denn hier erlebte sie eine Düsternis, wie sie in einem tiefen Keller hineinpasste. Alte Häuser, alte Keller, die oft miteinander verbunden waren und eine Welt für sich bildeten, in der stets ein feuchter Geruch hing und die Wände oft von einer hellen Schimmelschicht überzogen waren.

In dieser Umgebung konnte man sich fühlen wie in einem großen Grab.

Es war auch nicht still. Irgendwo fiel Wasser von der Decke. Jane und der Arzt hörten das Aufklatschen der Tropfen, aber nur Jane achtete darauf, denn ihre Nerven waren angespannt. Zudem fühlte sie sich wie unter einem mächtigen Druck stehend.

Der Druck kam von ihrem Gegenüber. Barnabas Barker schaute sie an. Es war kein normales Anschauen. Jane überkam der Eindruck, dass sein Gesicht dabei immer weiter in den Hintergrund trat und nur die Augen stärker hervortraten.

Es waren Augen, die Jane Angst einjagten. Oder vielmehr die Blicke, mit denen sie zu tun hatte. Sie fühlte sich wie unter einem optischen Messer, das sie sezerte. Der Blick war grausam, er war kalt, aber er brachte auch eine Botschaft mit.

Du gehörst mir! Mir und keinem anderen! So schien er zu sprechen, und Jane konnte den Schauder nicht vermeiden. Sie hielt noch immer die Waffe in der rechten Hand. Die Mündung wies auf den Körper des Mannes, aber sie zeigte nicht mehr so ruhig auf die Gestalt, denn Jane konnte das leichte Zittern nicht vermeiden. Auch hatte sich zwischen ihre Hand und den Waffengriff eine Schweißschicht gelegt, sodass sie eine gewisse Mühe hatte, die Waffe überhaupt halten zu können. Auch ihr Herz schlug stärker als sonst. Auf der Stirn lag der Schweiß.

Dann schüttelte Barker den Kopf. Er behielt das arrogante und überlegene Lächeln bei, denn er, nicht Jane, befand sich auf der Siegerstraße.

»Du wirst ganz ruhig sein, Jane. Du wirst nichts überstürzen. Ist das klar?«

Halt dein Maul!

Sie wollte es sagen, aber sie schaffte es nicht. Ihr Mund war und blieb geschlossen. Dieser andere hatte die Kontrolle schon jetzt fast völlig über sie bekommen, und sie konnte sich auch nicht dagegen wehren, so sehr sie sich auch anstrengte.

Du musst dich zusammenreißen! Du musst dem verdammten

Blick ausweichen! Du musst ihm widerstehen!

Immer wieder hämmerte sie sich diese Mahnungen ein. Aber es klappte nicht. Etwas hatte sich bereits in ihrem Kopf festgesetzt, dem sie nicht entwischen konnte.

Jane wusste, dass sie für eine Weile mal auf der Seite der Hölle gestanden hatte. Da hatte sie getan, was der Teufel gewollt hatte. Aber sie war aus dieser Klemme wieder befreit worden. Sie fühlte sich nicht mehr als Hexe, sie stand wieder voll und mit beiden Beinen im Leben, das hatte sie ihren Freunden auch oft genug bewiesen.

Aber es war trotzdem noch etwas in ihr zurückgeblieben. Sehr leichte und latente Hexenkräfte waren ihr geblieben, die sich in Stresslagen verdoppeln und verdreifachen konnten. Hier erlebte sie eine derartige Situation, doch es klappte nicht.

Sie verlor den Kampf.

Barnabas Barker war einfach zu stark. Er glich einem Mo- loch, der sich nicht von seinem Weg abbringen ließ. Etwas strömte auf Jane ein. Sie unterschied nicht mal, ob es nur Worte oder Gedanken waren, mit denen sie zu kämpfen hatte. Für sie gab es nur den Anderen, denn ihr eigenes Ich war ausgeschaltet worden.

»Willst du mich tatsächlich erschießen, Jane?«

Den Hohn in der Stimme hörte sie nicht. Sie suchte nach einer Antwort. Eigentlich war sie so leicht, doch selbst die wenigen Worte bekam sie nicht über die Lippen.

»Sag es!«, forderte er sie auf.

»Ich ... ich«, sie konnte nicht mehr.

»Los, ich will es hören. Du hältst eine Waffe in der Hand. Du hast vorgehabt, mich wieder zurückzubringen. Du wolltest nicht, dass ich weitermache. Aber das ist ein Irrtum. Mich stoppt niemand, hast du verstanden?«

»Wir gehen!«, brachte Jane hervor.

»Klar, wir werden auch gehen.«

»Wir fahren nach oben.«

Sie hörte ihn lachen, das Geräusch schnitt durch Janes Kopf.
»Was denkst du dir denn dabei, kleine Jane Collins. Hier wird das getan, was ich will, verstanden? Nur was ich will. Du bist außen vor. Du bist nur noch eine Person und keine Persönlichkeit.«

Das hast du dir so gedacht! Jane wollte es nicht. Sie war ein Mensch, der kämpfen konnte. Und sie verbiss sich praktisch in die Augen des Anderen. Sie wollte alles herausfinden und seine Reaktionen schon im Voraus erkennen.

Es war ihr nicht möglich.

Da gab es eine Sperre, die der Psychologe aufgebaut hatte. Er kam an sie heran, aber sie nicht an ihn. Er veränderte sein Verhalten. Bisher hatte er gestanden, ohne sich zu bewegen. Nun hob er zuerst die Schultern an und ließ die Arme danach folgen. Es sah alles so lässig aus, als könnte ihn überhaupt nichts stören.

Er schüttelte seinen Körper durch. So ähnlich wie ein Sportler, der sich noch locker machen musste. Und plötzlich hielt er etwas in der Hand, das Jane zuvor bei ihm noch nicht gesehen hatte. Sie wusste auch nicht, wo er es hervorgezaubert hatte. Aber der Gegenstand musste wohl wichtig für ihn sein, sonst hätte er ihn nicht mit sich geführt.

Er lag noch auf seiner Hand, sodass Jane Collins ihn sich genau ansehen konnte.

Es war eine dunkle Kugel. Nein, nicht genau. Mehr ein Oval. Ein dunkler Stein, der trotzdem glänzte, als wäre die Außenhaut mit Öl eingerieben worden.

Und Jane sah erst jetzt, dass der Tropfen an einem dünnen, aber auch sehr starken Band hing, sodass der Stein wie ein Pendel benutzt werden konnte.

Sie konnte ihn nicht daran hindern, dass er seinen rechten Arm in die Höhe streckte und dann die Hand kippte, damit das Oval aus ihr hervorrutschte.

Es fiel nach unten - und blieb in einer gewissen Höhe, prak-

tisch vor Janes Gesicht.

Für sie wäre es jetzt an der Zeit gewesen, den Tropfen wegzuschlagen. Genau das tat sie nicht. Sie konnte es nicht, denn es war ihr nicht möglich, den Arm normal anzuheben.

Hinter dem Stein sah sie das Gesicht des anderen. Es hatte sich nicht verändert. Es war glatt bis hin zur Mundpartie. Dort wirkte es wie eine dämonische Fratze, die ihr Grinsen in der Hölle gelernt hatte.

Erneut fühlte Jane den Würgegriff des Grauens, der sie umklammert hielt. Von ihrem normalen Leben aus war sie in die Hölle gerutscht, und auch die Stimme klang für sie wie die eines Teufels und nicht wie die des Psychologen Barnabas Barker.

»Schau hin«, drang es jenseits des hin und her schlagenden Pendels hervor. »Schau genau hin, denn es gibt nichts anderes als dich, mich und das Pendel.« Den letzten Begriff betonte er besonders, damit Jane in ihrer Aufmerksamkeit auch nicht nachließ. Die Stimme klang weich, aber die Detektivin empfand sie zugleich auch als intensiv und so stark, dass ihr der eigene Wille langsam genommen wurde, sodass sie den Eindruck hatte, genau dort, wo sie stand, wegzuschwimmen. Sie konnte der Stimme nicht entgehen. Obwohl sie gleich blieb und sich nicht veränderte, erlebte Jane sie in einer für sie erschreckenden Intensität. Auch wenn sie sich die Ohren zugehalten hätte, sie hätte sie bestimmt gehört, denn diese Stimme hatte die Angewohnheit, überall durchzudringen.

Dennnoch versuchte sie es. Sie war schon immer eine Kämpferin gewesen. Sie besaß einen eisernen Willen, und genau den wollte sie gegen die andere Macht mobilisieren.

Die Detektivin befand sich nicht zum ersten Mal in einer derartigen Lage. Oft genug hatte sie die Angriffe ihrer Feinde erlebt und ihnen auch widerstanden.

Dieser Mensch hier war allerdings schlimm. Er war bösartig. Er war ein Monster, obwohl er nicht so aussah. Sie wusste

nicht genau, welche Ziele er verfolgte, aber ihr war auch klar, dass er seinen Beruf nicht ausübte, um den Menschen zu helfen. Er wollte sie an ein anderes Ziel bringen, das er bestimmte.

Trotz allem hatte Jane ihre Beretta festgehalten. Doch mit jeder Sekunde wurde die Waffe schwerer, und sie hörte sich selbst schluchzen, weil ihr allmählich klar wurde, dass sie diesen Kampf verlor.

Vor ihren Augen schlug das Pendel von rechts nach links. Ein dunkles Oval, wie eine dicke schwarze Träne, die ein Dämon auf dem Weg in die Hölle verloren hatte.

Es faszinierte sie. Jane kam nicht davon los. Sie musste den Weg einfach verfolgen. Der Stein bewegte sich ständig von einer Seite zur anderen vor ihrem Gesicht hinweg. Sie konnte ihm nicht entgehen, und es war ihr auch nicht möglich, die Augen zu schließen, obwohl sie es gern getan hätte, aber die Augen gehorchten dem Befehl nicht mehr, den ihr Gehirn an sie gab.

Und so konnte sie nur schauen und den Weg des Pendels verfolgen. Das ewige Hin und Her, die regelmäßigen Schwingungen. Mal nach links, dann wieder nach rechts, und hinter ihm hörte sie die Stimme des Psychologen.

»Du wirst in der Zukunft das tun, was ich von dir verlange. Nichts anderes wird dir mehr in den Sinn kommen. Du bist jemand, der zu mir gehört. Der an mich gekettet ist. Geistige Ketten, die nur ich wieder lösen kann. Hast du verstanden?«

Ja, ich habe verstanden, aber ich werde es nicht tun! Auf keinen Fall werde ich das machen!

Es war die Antwort, die Jane geben wollte. Sie schaffte es nicht. Ihr Mund blieb stumm. Der Wille war da, nur konnte sie nicht über ihren eigenen Schatten springen.

»Lass die Pistole sinken!«

Es war der erste effektive Test, den Barker durchführte. Er hatte sehr leise gesprochen, und das Pendel für einen Moment

in die Höhe gezogen, um Jane Collins besser anschauen zu können.

Sie gehorchte.

Die rechte Hand mit der Waffe sank nach unten. Es geschah alles sehr langsam, als hätte ihr jemand seinen Arm auf die Hand gelegt. Sie drückte ihn tiefer, sie schaute der Waffe nicht einmal nach, denn ihr Blick blieb auf dem Pendel hängen.

Barker war zufrieden. Er lächelte. Er schaute zu, wie die Hand mit der Waffe immer weiter nach unten sank, sodass die Mündung schließlich zu Boden zeigte.

»Ja, Jane, das ist gut, sehr gut, wie du dich verhalten hast. Aber das ist noch nicht alles, denn es geht weiter. Ich vertraue dir, und deshalb werde ich dir die Waffe auch nicht wegnehmen. Du kannst sie behalten. Ich möchte nur, dass du sie wegsteckst.«

Jane Collins reagierte im ersten Moment nicht. Sie schaute Barker sogar etwas ungläubig und mit leicht flatternden Augenlidern an. Dann aber gehorchte sie. Es waren keine fremden Bewegungen, mit denen sie die Waffe wieder anhob, um sie dann an die Stelle zu platzieren, an die sie auch gehörte.

»Das ist sehr gut!«, lobte der Psychologe. »Und jetzt möchte ich, dass du mich anschaust.«

Jane blickte hin, aber sie sah nur das Pendel. Jede einzige Schwingung holte mehr von ihrem freien Willen weg. Sie war nicht mehr in der Lage, für sich selbst zu antworten, und sie war auch nicht in der Lage, so zu handeln wie es richtig gewesen wäre.

Stattdessen schaute sie sich das Gesicht an. Noch immer reichte das Licht aus der offenen Kabine aus, um es sehen zu können. Sie entdeckte die Glätte darin. Eine kalte Schönheit, wie manche Frauen fanden, aber auch eine schon widerliche Arroganz darüber, dass er in der Lage war, die Menschen nach seinem Willen zu leiten.

Er lächelte.

Er lächelte widerlich. Dann streckte er ihr die rechte Hand entgegen und nickte.

Jane Collins wusste genau, was sie zu tun hatte. Sie konnte nicht anders, er wollte es so, und sie sah auch nicht ein, dass sie sich dagegen wehrte.

Auch sie bewegte ihren rechten Arm. Hand glitt auf Hand zu. Beide berührten sich. Jane spürte, wie ihre Hand von der des Psychologen umfasst wurde, und sie merkte den Druck eines jeden Fingers, als wollte der Mann ihr klar machen, dass sie von nun an mit Haut und Haaren zu ihm gehörte und es kein Zurück mehr gab.

Barker ließ ihre Hand nicht los. Er starrte sie an. Seine Blicke bohrten sich hinein in ihren Kopf. Sie waren wie Sensoren oder Fühler, die abtasteten, ob sie auch voll auf seiner Seite stand.

Helle Augen. Beinahe wie Glas aussehend. Keine Gnade, keine Freundlichkeit. Ein Blick, der bohrte und in Janes Innerem etwas zum Schmelzen brachte.

Noch einmal bäumte sie sich innerlich gegen diese seelische und feindliche Übernahme auf. Sie erinnerte sich an die geringen Hexenkräfte, die in ihr schlummerten, drückte dabei die linke Hand zur Faust zusammen, und zwar so hart, dass die Fingernägel sich in ihr Fleisch bohrten und dort Spuren hinterließen.

Es war nicht zu schaffen. Dr. Barnabas Barker besaß als Mensch Kräfte, die den ihrigen überlegen waren. Und so kam Jane der Gedanke, dass er möglicherweise kein Mensch war und er nur nach außen hin als ein solcher wirkte.

Sein Inneres hatte sich längst in eine andere Richtung entwickelt oder war von einer anderen Macht einfach übernommen worden.

Das Pendel schwang nicht mehr. Trotzdem war die Macht, die von ihm ausging, nicht schwächer geworden. Sie hielt, und sie hatte sich sogar noch verstärkt.

Er lächelte wieder.

Janes Gesicht blieb starr. In seinem Ausdruck erinnerte es an das eines Rekruten, der vor seinem Vorgesetzten steht und darauf wartet, Befehle zu bekommen.

Die gab er auch.

Ein Wort nur. Eine Botschaft, doch sie reicht völlig aus.

»Exit!«

Jane Collins nickte. »Exit«, wiederholte sie.

Barnabas Barker ließ ihre Hand los. Langsam sank der rechte Arm der Detektivin nach unten. Sie hätte jetzt die Waffe ziehen können, nur kam ihr das nicht in den Sinn.

Stattdessen tat sie das, was auch der Arzt schon des Öfteren getan hatte.

Jane Collins lächelte.

Und Barker war zufrieden ...

Jennifer Flannigan hatte uns nicht großartig helfen können. Für mich und auch Suko war sie ein Opfer des Arztes geworden. Er hatte sie unter seine Kontrolle gebracht, und wahrscheinlich wäre sie auch weiterhin eine Feindin geblieben, die uns töten wollte, hätte Suko den Bann nicht durch das magische Wort »Topar« gelöst.

Da musste es auch bei ihr einen Riss gegeben haben, der sie wieder zurück in die Normalität geführt hatte. Nur was zuvor passiert war, daran konnte sie sich nicht mehr erinnern.

Es stand für uns fest, dass Jennifer manipulierbar war. Fernhypnose. Da brauchte sie nur ein bestimmtes Wort zu hören, um ihren Zustand zu verändern.

Es war alles okay mit ihr. Wir brauchten uns keine Sorgen darüber zu machen, dass sie uns angreifen wollte. Trotzdem war es sicherer, wenn einer von uns bei ihr blieb. Da fiel eben die Wahl auf Suko, weil ich mich noch mal in diesem schwarz gekachelten Raum umschauen wollte, denn mich interessierte

weiterhin der Spiegel. Mich beschäftigte die Frage, welche Funktion er ausübte.

Ich fragte mich, was dieser Mensch mit dem Spiegel alles durchführte. Seine Patienten wurden sicherlich nicht geheilt. Sie sollten etwas in ihm sehen und einen Blick möglicherweise in eine andere Welt werfen. Aber was sahen sie da?

Nur ein Gesicht, eine Fratze? Oder sahen sie auch das, vor dem sie sich fürchteten und weswegen sie sich in Behandlung begeben hatten? Es konnte natürlich sein, dass dieser Spiegel es schaffte, ihre Albträume sichtbar zu machen, denn sie kamen ja zu Barker, um sie loszuwerden.

Eine radikale Methode. Sie erst mit ihren Träumen sehr plastisch zu konfrontieren und dann versuchen, sie zu vernichten.

Jedenfalls glitten meine Gedanken in diese Richtung, aber einen endgültigen Beweis hatte ich nicht, und den hoffte ich in diesem dunklen Raum zu bekommen.

Nachdem ich die Tür geöffnet hatte, blieb ich zunächst auf der Schwelle stehen. Ich verzichtete darauf, das Licht einzuschalten, denn es strömte noch genügend Helligkeit an mir vorbei.

Wer diesen Raum betrat, der konnte den Spiegel einfach nicht übersehen. Auch mein Blick fiel direkt auf ihn, denn er lag der Tür gegenüber. Die Fläche sah normal aus, wenn auch etwas dunkel, was auch an der Umgebung liegen konnte.

Ich selbst sah mich im Spiegel abgebildet, und ich sah auch das Kreuz in meiner echten Hand, die zusammen mit dem Arm nach unten gesunken war.

Ich versuchte, etwas von der Atmosphäre aufzufangen, die in diesem schwarz gekachelten Raum herrschte. War sie anders? Gab der Spiegel bereits durch irgendetwas bekannt, dass man ihn nicht als einen normalen Gegenstand ansehen konnte?

Nein, da war nichts.

Suko hatte noch den Vorschlag gemacht, die Dämonenpeit-

sche gegen ihn einzusetzen. Davon war ich nicht begeistert gewesen. Auch wenn er ein Feind war, ich wollte ihn auf keinen Fall zerstören. Er konnte mich durchaus zu dem Ziel bringen, das ich unbedingt erreichen wollte.

Auch der Boden war mit Stein ausgelegt. Dunkler Marmor mit leicht hellen Einschlüssen. Ich ging über ihn hinweg auf den Spiegel zu und beobachtete mich selbst in der Fläche.

Dann blieb ich stehen.

Es stand fest, dass Barker und Jane Collins nicht durch diesen Spiegel verschwunden waren. Trotzdem musste er für den Psychologen ein wichtiges Instrument sein und vielleicht auch der Punkt, über den ich an ihn herankommen konnte.

Bevor ich irgendetwas tat, was nach einem Angriff aussah, tastete ich ihn zunächst mit den Fingern an. Schon einmal hatte ich ihn getestet, jetzt wollte ich erfahren, ob sich etwas verändert hatte, aber das war nicht der Fall.

Die Oberfläche blieb glatt. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, ihn nicht als normal anzusehen.

Menschen haben Träume. Menschen haben Albträume, die so stark sein können, dass sie in die nackte Verzweiflung getrieben werden. Und dann gab es jemand, der ihnen die Träume stahl. Der es tatsächlich schaffte, sie ihnen wegzunehmen, sodass sie nicht in der Lage waren, überhaupt noch zu träumen und sie somit nicht zu ihrem seelischen Gleichgewicht zurückfanden.

Das alles wusste ich. Und ich wollte den Zusammenhang finden, den es zwischen dem Spiegel und Barker gab.

Wem gehörte das Gesicht?

War es Barker in veränderter Form? Oder war es ein Teil seines Albtraums, der hier sichtbar wurde, wenn Barker es wollte?

Ich brauchte den Beweis.

Das Kreuz war wieder mal wichtig.

Wie oft hatte ich damit den Kontakt zwischen den beiden so

unterschiedlichen Welten hergestellt. Wie oft hatte es mir ein Tor geöffnet und so den weiteren Weg gezeigt.

Darauf setzte ich auch jetzt.

Ich hob das Kreuz an, um es in die Nähe des Spiegels zu bringen. Die leichte Erwärmung spürte ich schon. Sie stieg ebenso an wie meine Nervosität, und auf meiner freien Handfläche spürte ich bereits den kalten Schweiß.

War es zu schaffen?

Ja, der Kontakt stand!

Nur ein leises Tacken hatte ich gehört, als das Ende eines Balkens den Spiegel erwischte. Ich war auch bereit, die Formel zu sprechen, um das Kreuz zu aktivieren, doch das war nicht mehr nötig, denn meine Hoffnung erfüllte sich.

In der Spiegelfläche erlebte ich eine Veränderung. Ob vorn oder weiter in der Tiefe, das war für mich nicht zu erkennen, aber es tauchte eine gewaltige Schwärze auf, die aus den Tiefen einer Dimension kam, die ich nicht begriff.

Sie war da. Sie bestand aus Wolken. Sie drehte sich. Man konnte sie als einen finsternen Nebel oder auch als Ruß bezeichnen, und sie ließ sich nicht aufhalten. Sie drückte sich in gewaltigen Wogen nach vorn, und sie war dabei, die Fläche des Spiegels von einem Ende zum anderen in Beschlag zu nehmen.

Die Schwärze brachte das Grauen. Sogar fühlbar für mich, obwohl ich das Kreuz wie einen Rettungsanker festhielt. Das alte rissige Gesicht erschien nicht mehr. Oder doch?

Etwas bewegte sich im Hintergrund, das nicht finster war. Es war als recht heller Fleck zu sehen, und es konnte sich dabei nur um das graue Gesicht handeln.

Aber die Schwärze überdeckte alles, und sie nahm auch mich in Beschlag. Das Kreuz selbst tat nichts mehr. Ich hatte sogar den Eindruck, dass es sich allmählich abkühlte.

Ich stand weiterhin vor dem Spiegel. Meine Gedanken rasten. Die Schwärze hatte mich noch nicht erreicht und blieb auf die Fläche konzentriert. Aber mir kam etwas anderes in den Sinn,

denn ich hatte es geschafft, die Gedanken in eine bestimmte Richtung zu lenken.

Es gab eigentlich nur eine Schwärze, die so dicht war und auch nicht leer, wie die im All, obwohl das auch nicht stimmte. Aber diese Schwärze hatte mit der im Weltall nichts zu tun, denn sie besaß einen dämonischen Ursprung.

Und sie hatte einen Namen!

Es war der Spuk!

Ein Gegner, ein Dämon. Herrscher im Reich der Schatten. Einer, dessen Reich sich ständig vergrößerte, ohne selbst nach außen hin größer zu wirken. Der Sammler, der die Seelen der getöteten Dämonen aufnahm und damit sein Reich vergrößerte.

Es gab bei ihm kein Licht. Nur die absolute Schwärze, in der der Spuk selbst manchmal zu sehen war. Nur nicht als Gestalt, sondern als zwei rote Punkte, die man auch als Augen ansehen konnte, wenn man viel Phantasie hatte.

Er war da. Das musste er einfach sein. Diese Schwärze gab es woanders nicht. Sie war es, die die dämonische Welt bildete, und für mich gab es jetzt keine andere Lösung.

Dr. Barnabas Barker paktierte mit dem Spuk. Er stand auf seiner Seite. Beide konnten durchaus Verbündete sein und gemeinsame Interessen haben.

Auf der anderen Seite gab es auch ein Verhältnis zwischen dem Spuk und mir. Er akzeptierte mich. Wir hatten so etwas wie einen Burgfrieden geschlossen. Zudem gehörte ich zu den Personen, die bei ihm für einen Seelennachschub sorgten. Aus diesem Grunde konnte er mich gar nicht als seinen unbedingten Todfeind ansehen.

Aber was passierte, wenn ich ihm in die Quere kam? Dann war es aus mit der gegenseitigen Akzeptanz. Der Spuk war ein Einzelgänger. Er paktierte nicht mit anderen Dämonen. Er stand auch der Hölle nicht eben als Verbündeter zur Seite, aber er würde sich ihrer eiskalt bedienen, wenn es um seine Interessen ging.

Mittlerweile hatte sich die Spiegelfläche gefüllt. Die dunklen Fliesen an den Wänden kamen mir im Vergleich zur Finsternis innerhalb des Spiegels sogar recht hell vor, denn in diesem Rechteck versammelte sich die absolute Finsternis.

Da im Moment vor mir nichts mehr passierte, warf ich einen Blick auf das Kreuz in meiner rechten Hand.

Es bestand aus Silber. Es gab immer einen gewissen Glanz ab, der für mich die Funktion der Hoffnung besaß. In diesem Fall allerdings war von einem Glanz nichts mehr zu sehen. Es konnte auch sein, dass ich es mir einbildete, denn es war noch nicht direkt mit der Schwärze konfrontiert worden, aber rechnen musste ich damit, dass die Schwärze auch mein Kreuz übernehmen würde.

Der Spuk war so, wie er sich zeigte, gestaltlos. Ich kannte ihn auch anders. In Urzeiten war er ein schuppiges Monstrum gewesen, das sich dann eben in diese absolute Schwärze verwandelt hatte und alles in sich hineinschlang.

Trotzdem war es mir möglich, mit ihm zu kommunizieren. Wir konnten miteinander sprechen. Auch als formloser Dämon hatte er es geschafft, sich auf die Menschen einzustellen, denn hin und wieder musste er sich ihrer bedienen.

Ich konzentrierte mich auf die Schwärze innerhalb der Spiegelfläche und erlebte ein Wechselbad der Gefühle. Mal zog mich die Schwärze an, mal stieß sie mich ab. Ich stand mit beiden Beinen auf dem Boden, aber ich hatte auch das Gefühl, wegschwimmen zu müssen. Es lag daran, dass sich die Schwärze bewegte und sich zu trägen Wolken zusammenballte, die in verschiedene Richtungen glitten.

Je länger ich vor dem Spiegel stand, desto mehr stellte ich mir die Frage, ob der Spuk jetzt zu einem Gegner geworden war. Er suchte sich immer wieder Menschen aus, die für seine Pläne wichtig waren. Und so konnte es durchaus sein, dass auch jemand wie Dr. Barnabas Barker in seine Pläne hineinpasste.

Die Zeit war für mich unwichtig geworden. Ich dachte auch

nicht daran, auf die Uhr zu schauen. Das waren Kleinigkeiten im Vergleich zu dem, was da noch auf mich zukam oder auf mich lauerte.

Und dann tauchte sie doch auf!

Die helle Maske, der graue Betonkopf. Er schwebte innerhalb der Schwärze, die jetzt aussah, als wären sie und der Kopf eine Animation aus dem Computer.

Das Gesicht mit der rissigen Haut. Die leeren Augenhöhlen, die trotzdem mit der verdammten Schwärze gefüllt waren. Der Anblick war wieder ein Sprung nach vorn, und ich hatte ihn zu verantworten.

Mir fiel jetzt ein, dass der Spuk sich auch eine Waffe geholt hatte. In seinem Besitz befand sich der Würfel des Unheils, dessen Kräfte allerdings von seinem Gegenstück, dem Würfel - des Heils, neutralisiert wurden. Er war im Besitz der Templer, die unter ihrem neuen Anführer in Südfrankreich residierten.

Ich sah den Würfel nicht. Ich sah die roten Augen nicht. Aber die graue Fratze stand, und ihre Vorderseite war direkt auf mich gerichtet. Ich sagte kein Wort, denn ich wollte, dass die andere Seite einen Kontakt aufnahm. Sie musste einfach reagieren. Aus welch einem Grund hätte sie sich sonst gezeigt?

»John Sinclair ...«

Urplötzlich war die Stimme da. Mir rann ein Schauer über den Rücken, obwohl ich fast damit gerechnet hatte, sie zu hören. Für mich gehörte sie zum Spuk, aber ich hatte nicht herausgefunden, aus welcher Richtung sie mich erreichte.

»Ich warte, Spuk ...«

Aus der Ferne vernahm ich das Lachen. Dann hörte ich die sehr menschlichen Worte. »Und so sieht man sich wieder.«

»Sehe ich dich auch?«

»Ja.«

»Seit wann besitzt du ein Gesicht?«

»Nein, John, nicht so. Glaubst du wirklich, dass das, was du siehst, mein Gesicht ist?«

»Ich weiß es nicht und bin unsicher. Aber ich frage mich dann, weshalb du es mir zeigst.«

»Es ist ein Traumgesicht.«

»Wie nett«, spottete ich. »Darf ich auch erfahren, wem es gehört?«

»Ja, du darfst es. Es gehört einem Menschen. Einer Person, die den Weg zu mir gefunden hat. Die mir helfen will. Die mich unterstützt, die auf meine Macht setzt. Die Macht der Finsternis und die Macht der Leere. Es gibt da etwas, was uns verbindet, das solltest du wissen, John Sinclair.«

»Was denn?«

»Die Träume, John. Die Träume der Menschen, die auch mich interessieren. Sie sind dunkel. Sie sind grauenhaft. Sie kommen immer wieder. Sie sorgen dafür, dass die Menschen leiden. Sie sind *das* Dunkel der Seele, und ich bin ebenfalls das Dunkel. Beide Seiten zusammenzubringen, das war die große Kunst.«

»Hat Barker es geschafft?«

»Hat er, John.«

»Und du stehst auf seiner Seite, nicht wahr?«

Ich wusste nicht, ob die Antwort aus dem Maul der grauen Fratze drang, aber sie war zu hören, und die Worte glitten an meinen Ohren entlang. »Ich gebe ihm Rückendeckung. Er hat sich mit mir zusammengetan, und das finde ich gut. Ich bin immer wieder davon überrascht, wie erfinderisch manche Menschen sein können.«

»Besonders im Negativen«, brachte ich knirschend hervor. »Barker ist ein Verachter der Menschen. Er bringt sie in seine geistige Gewalt. Er bringt sie unter seine Kontrolle. Es ist ihm egal, ob dabei Menschen auf der Strecke bleiben. Sie sind es bereits geblieben«, fügte ich hinzu und ballte vor Wut die Hände. »Ich kann es nicht zulassen, und das weißt du genau, Spuk, weil wir uns gut kennen.«

»Barker heilt die Menschen.«

Er nimmt ihnen die Ängste und ...«

»Nein!«, sprach ich dazwischen. »Er nimmt ihnen nicht die Ängste, sondern die Träume. Das ist schlimm. Menschen, die nicht träumen können, leiden. Sie werden irgendwann keinen Ausweg mehr aus ihrem Dilemma finden. Es ist dann vorbei mit ihnen, und sie werden in ihrer eigenen Qual erstickten.«

»Es ist nicht meine Sache, dies zu beurteilen. Aber ich stehe auf seiner Seite.«

»Ich nicht!«

Auf die Antwort war ich gespannt und musste länger warten, bis er sie mir sagte. »Wir haben doch so etwas wie einen Waffenstillstand geschlossen, John Sinclair. Willst du ihn in Gefahr bringen?«

»Nein, aber ich will Menschen retten. Ich will nicht, dass es noch mehr Tote gibt. Hast du verstanden? Keine Toten. Ich bin jemand, der auf der anderen Seite steht. Ich will Barker. Er mag ein Genie sein, aber er ist auch ein Verbrecher.«

»Du wirst es nicht schaffen, ihn zu töten!«

»Weil du ihn beschützt?«

»Ja.«

»Und das Gesicht, das ich sehe?«

»Es gehört ihm. Es ist sein Albtraum. Es ist die Leere, gezeichnet durch die Schwärze, und sein Äußeres ist nur eine Hülle. Nicht mehr und nicht weniger. Jeder Mensch geht ein in die Schwärze und ...«

»Nein, nicht jeder gerät in dein Reich. Du fängst nur die Seelen der vernichteten Dämonen auf. Und da habe ich schon für einigen Nachschub gesorgt.«

»Barker ist kein Dämon.«

»Das weiß ich. Er ist ein Verbrecher. Ich wiederhole mich. Er ist ein Traumdieb. Er raubt den Menschen die Träume und treibt sie in die Verzweiflung. Dass er dich als Stütze hat, das hätte ich nicht gedacht. Ich habe nicht damit gerechnet, dass du dich in die Belange der Menschen einmischst, wo du in deiner

Ebene genügend Probleme hast, denn der große Sieg ist dir auch jetzt noch nicht gelungen. Du hast viel erzählt, aber wenig gesagt. Nur kann ich nicht aus meiner Haut. Ich werde Barnabas Barker bekämpfen.«

»Das weiß ich.«

»Gut. Dann will ich dich fragen, ob du auch jetzt noch zu ihm hältst.« Es war eine Suggestivfrage, und ich rechnete auch nicht mit einer konkreten Antwort.

Wieder schwang die Stimme durch den gekachelten Raum. »Es wird die Zeit kommen, in der ich mich wieder melde, John Sinclair. Denk immer daran, dass er den Weg zu mir gesucht und ihn auch gefunden hat. Ich will Seelen, er will Träume. Und irgendwo werden sich beide treffen. Da gibt es einen Schnittpunkt...«

Für ihn war die Unterhaltung beendet, das wusste ich. Es hätte auch keinen Sinn gehabt, es mit dem Kreuz zu versuchen. Dagegen zeigte sich der Spuk immun, denn ich hatte schon erlebt, wie er das Kreuz zu seinen Gunsten manipulierte und es seinen silbernen Schimmer und damit auch die Kraft verloren hatte.

Der Spuk zog sich zurück. Die Schwärze verlor an Dichte, sodass ein anderer Farbton die Oberhand gewann. Es war ein dunkles Grau, das ebenfalls nicht blieb, aber weit im Hintergrund des Spiegels entdeckte ich plötzlich die beiden roten Punkte. Diese Augen, die ich schon oft in der Schwärze gesehen hatte, und die so etwas wie ein Markenzeichen des Spuks waren. Es schien, als wollte er mir noch beweisen, dass er es auch wirklich gewesen war.

Hinter mir hörte ich ein Geräusch. Es war das Atmen eines Menschen, aber ich drehte mich nicht um, weil ich auch so wusste, dass es nur Suko sein konnte, der es weiter vorn nicht mehr ausgehalten hatte.

Im Spiegel blieb das graue Totengesicht zurück. Es war bisher immer starr gewesen, in diesem Moment allerdings hatte

ich den Eindruck, dass es lachen oder grinsen würde.

Ich war versucht, mein Kreuz zu nehmen und das Metall gegen den Spiegel zu wuchten. Ich hätte auch die Waffe ziehen und in die Fläche schießen können, aber ich ließ es bleiben. Zu ungestüm vorzugehen, konnte bedeuten, dass ich alles vernichtete. Das Risiko konnte und wollte ich auf keinen Fall eingehen. Denn es ging auch um die verschwundene Jane Collins.

Außerdem hatte ich keine Lust, den Spuk zu reizen. Da wäre ein direkter Angriff fehl am Platze gewesen.

Ich drehte mich um. Die Spiegelfläche war wieder normal geworden. Das Gastspiel war beendet. Zumindest für den Spuk. Für Suko und mich aber fing das Drama erst an ...

Jennifer Flannigan hatte sich etwas zu trinken geholt. Kein Wasser, sondern Whisky. Sie verzichtete auf ein Glas und trank direkt aus der Flasche. Als wir ihr Vorzimmer betraten, in dem sie wieder hinter ihrem Schreibtisch hockte, stellte sie die Flasche ab und legte beide Hände um die untere Hälfte.

»Was ist passiert?«, fragte sie und wischte durch ihre Haare. »Haben Sie was gesehen? Hier ist es ruhig gewesen.« Sie schaute Suko an. »Oder liege ich da falsch?«

»Nein, da haben Sie schon Recht.«

»Super.«

Sie wollte wieder trinken, aber ich nahm ihr die Flasche weg.
»Später können Sie sich einen Schluck gönnen.«

»Wieso? Was wollen Sie denn?«

»Wir haben eigentlich nur ein paar Fragen.«

»Ich habe Ihnen alles gesagt.«

»Das ist aus Ihrer Sicht möglich. Aber es wäre nett, wenn Sie uns die Kartei mit den Patienten geben könnten. Wir werden die Namen überprüfen lassen und ...«

Mitten im Satz unterbrach mich ihr Lachen. Auch schlug sie

mit der Faust auf den Tisch. »He, wo denken Sie hin, Mann? Das ist nicht möglich. Das geht nicht, verstehen Sie?«

»Warum nicht?«

»Die Datei ist gesichert.«

»Und welche Aufgabe hatten Sie?«, fragte ich.

Sie winkte mit einer abwehrenden Bewegung ab. »Ich habe nur die Klienten empfangen.«

»Namenlose?«

»Nein.«

»Das ist gut, Jennifer, denn dann hätten wir gern die Namen der Leute, die Sie kennen.«

Die Frau fuhr auf ihrem Stuhl zurück und schlug mit beiden Händen gegen die Bildschirme. »Hier sind sie versammelt. Geordnet. Fein nach dem Alphabet, aber wenn Sie wissen wollen, welche Geschichte hinter jedem Namen steht, dann haben Sie sich geirrt. Das ist nicht herauszufinden. Das hat mein Chef als sein Geheimnis bewahrt. Verstehen Sie?«

»Sicher, aber die Namen interessieren uns trotzdem.« Ich deutete auf den Drucker. »Es wird ja wohl kein Problem sein, wenn Sie uns die Namen ausdrucken, Jennifer.«

Sie runzelte die Stirn. Ihre Lippen bewegten sich, ohne dass sie etwas sagte:

»Bitte!«, forderte ich sie auf.

»Das darf ich eigentlich nicht.«

»Es gibt Ausnahmen.«

»Aber die Menschen sind krank und ...«

»Sie sind noch kränker, Jennifer, wenn sie den Arzt verlassen haben. Verdammtd noch mal, das sollte auch Ihnen klar sein. Ich kann mir denken, dass Sie nicht wissen, was hier abläuft. Aber erinnern Sie sich daran, wie es Ihnen ergangen ist. Sie haben uns töten wollen. Sie standen oder stehen noch immer unter einem fremden Einfluss, auch wenn Sie selbst das nicht merken.«

»Ich kann mich nicht erinnern.«

»Eben.«

Sie sah, dass sie bei mir auf Granit biss. Zudem konnten wir hier nicht noch mehr Zeit vertrödeln. Es ging weiter. Es musste einfach weitergehen, denn Barker war uns wichtig, und noch wichtiger war natürlich Jane Collins.

Zudem würden wir Jennifer bei den uniformierten Kollegen abliefern. Sie durfte keine Gelegenheit bekommen, mit ihrem Chef zu telefonieren und ihm erklären, was hier abgelaufen war.

»Fangen Sie an!«, sagte Suko.

»Ja, mache ich.« Ihre Stimme hatte einen resignierten Unterton bekommen.

Sie wollte es auch tun, aber in diesem Fall kam sie nicht mehr dazu. Es ereignete sich eine Szene, wie man sie oft in den Boulevardstücken sieht, die auf manchen Bühnen gespielt wurden. Wenn die Handlung plötzlich stockte, dann gibt es immer etwas, was sie weiterbringt.

So auch hier.

Das Telefon meldete sich ...

Dr. Barnabas Barker war ein Mann der Ästhetik und auch der Genüsse, was sich in seiner persönlichen Umgebung befand, das durfte auf keinen Fall zum Durchschnitt zählen. Er war jemand, der sich mit edlen und teuren Dingen umgab. Das betraf seine Kleidung ebenso wie seine Umgebung, in der er lebte. Auch seine Praxis war edel eingerichtet. Jemand, der einen Blick dafür hatte, sah dies sofort.

Zu den Luxusgütern gehörte auch sein fahrbarer Untersatz. Da konnten in Europa und den Staaten noch so teure Automobile gebaut werden und noch so modern sein, für ihn war und blieb das entscheidend, was er sich schon in seiner Jugend ausgesucht hatte und sich erst später, als er älter und erfolg-

reich geworden war, leisten konnte.

Einen Rolls!

Nicht einfach nur ein Fahrzeug, sondern eine Legende, die er sogar gern durch den dichten Londoner Verkehr lenkte, weil er dabei einfach ein Gefühl empfand, das er kaum beschreiben konnte, und für das vielleicht der Begriff Erotik zutraf.

Es gab nur wenige Momente in seinem Leben, in denen er sich wirklich glücklich fühlte. Dazu zählte die Zeit, die er in seinem Rolls verbrachte, dessen Karosserie einen weiß-beigen Ton besaß. Die Sitze hatte er aus schwarzem Leder fertigen lassen, und das edle Wurzelholz glänzte ohne ein einziges Staubkorn.

Mit diesem Fahrzeug rollte er durch London. Jane Collins saß an seiner linken Seite. Es war ihr nicht anzusehen, ob sie die Fahrt ebenfalls genoss. Jedenfalls lag auf ihren Lippen nicht das Lächeln wie auf denen des Mannes.

Barker und sie hatten die feuchte und finstere Welt des Kellers verlassen. Jane war freiwillig mit Barker gegangen. Nicht im Entferntesten hatte sie an einen Widerstand gedacht. Der Gedanke würde ihr erst gar nicht kommen, denn nach wie vor stand sie unter dem Bann des Psychologen. Das Pendel hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Sie tat, was er wollte, und er genoss jede Sekunde des Zusammenseins mit ihr. Nicht weil er etwas von ihr wollte, das noch nicht, er befand sich im Moment noch in einer Phase, in der es wichtig war, Informationen zu sammeln, um die Zukunft neu einordnen zu können.

Von Beginn an hatte er sich gedacht, dass ihm von der blonden Frau ein Märchen aufgetischt worden war. Barker wusste genau zwischen Lüge und Wahrheit zu unterscheiden. Auch eine Folge seiner exzellenten Menschenkenntnis. Und diese Person hatte ihm bei ihrer Ankunft nicht die Wahrheit gesagt. Jetzt aber wusste er, dass sie mit diesem John Sinclair zusammenarbeitete.

Über ihn war er bereits durch Cora Atkins informiert worden.

Sie stand noch immer unter seiner Kontrolle, als sie aufgelesen worden war. Er hatte sie dann angezapft und sich seine eigenen Gedanken aufgrund ihrer Informationen gemacht.

Später hatte er sie dann nicht mehr gebraucht und dafür gesorgt, dass sie zur Hölle gefahren war. Und das in einem bestimmten Zustand, den sein Beschützer im Hintergrund sicherlich gefreut hatte, denn so konnte er wieder eine neue Seele bekommen.

Er lächelte auf der Fahrt vor sich hin, und er lächelte auch noch, als sie in einen Stau gerieten, der sogar ziemlich lang war, denn seinen Beginn konnte er nicht sehen.

Er musste sogar den Motor abstellen, was ihm auch nichts ausmachte. Gelassen drehte der Arzt seinen Kopf nach links, um Jane einen Seitenblick zuzuwerfen.

Sie saß im kostbaren Leder des Sitzes wie eine gehorsame Schülerin in der Bank. Der Blick war gegen die Scheibe gerichtet, die Lippen hielt sie geschlossen, und die Blässe in ihrem Gesicht wollte einfach nicht weichen.

»Jane!«, sagte er nur.

»Bitte, was ist?«

»Schau mich an!«

Die Detektivin drehte gehorsam den Kopf. Als sein Blick sie traf, konnte sie nicht anders und musste einfach lächeln.

»Geht es dir gut?«

»Ja, sehr.«

»Das freut mich. Allen, die zu mir gehören, geht es gut, aber sie wissen auch, dass sie Vertrauen zu mir haben müssen. Ich hoffe, du bist dir darüber im Klaren.«

»Das bin ich.«

Er schaute auf ihre Hände, die sie gestreckt und übereinander in den Schoß gelegt hatte. »Ich denke, meine Liebe, dass du mir jetzt beweisen musst, wie groß dein Vertrauen zu mir ist.«

»Ich tue es gern.«

»Das ist sehr gut. Es geht mir um deinen Freund, John Sinc-

lair. Du hast gesagt, dass er informiert gewesen ist und auch über mich Bescheid weiß.«

»So ist es auch.«

»Er wollte zu mir?«

»Ja. Zusammen mit Suko.«

»Ah ja, mit seinem Kollegen. Das habe ich auch schon gehört. Er hat dich vorgeschnickt, aber ich möchte jetzt von dir wissen, was er wirklich von mir wollte.«

»Dich verhaften.«

Barker musste lachen. »Einfach so? Das geht nicht, auch wenn er Polizist ist. Er hat keine Beweise.«

»Die sollte ich ihm beschaffen.«

»Ah ja. Und was wäre geschehen, wenn du ihm die Beweise verschafft hättest?«

»Man hätte dich verhaftet.«

Sekundenlang umzuckte ein kaltes Grinsen die Mundwinkel des Mannes. Es gab Dinge, die er hasste. Dazu zählte es auch, in einer Zelle zu leben, ohne all den Luxus dieser Welt, auf den er so stark setzte. Für ihn wäre das einfach nur grauenhaft gewesen, und er spürte, dass der kalte Zorn in ihm hochstieg. Was bildeten sich diese Bullen überhaupt ein? Wussten sie nicht, wer er war, für wen er arbeitete, und Welch eine große Sache dahinter steckte? Er besaß Freunde, mächtige Männer, die an den Strippen zogen, dabei einige Interessen verfolgten und auf ihn nicht verzichten konnten, denn er war so etwas wie der Vorreiter, damit sie ihre Pläne später in die Tat umsetzen konnten.

Den Menschen Träume zu stehlen und sie in eine Abhängigkeit zu bringen, das war einfach perfekt. Das musste weiterverfolgt werden. Genau das hatte man ihm zu erkennen gegeben und auch von einer Rückendeckung gesprochen, sollten mal Probleme auftauchen.

Er hatte einiges über das Polizisten-Duo erfahren und festgestellt, dass sie wie Kletten waren, wenn sie sich einmal in einen

Fall verbissen hatten.

Ihre Namen waren ihm nicht unbekannt. Bevor er seine Kreise vergrößert hatte, war es für ihn ein MUSS gewesen, sich mit potentiellen Feinden zu beschäftigen. Da war er auch auf John Sinclair und diesen Suko gestoßen.

Viel war über sie nicht bekannt gewesen, aber er wusste, dass er verdammt Acht geben musste, denn dieses Duo hatte sich schon verdammt viele Erfolge auf seine Fahnen schreiben können, und das hatte ihm auch Jane Collins bestätigt.

Sie sprach nur, wenn sie gefragt wurde, und so hatte der Arzt Zeit, sich Gedanken über die weitere Zukunft zu machen, die eigentlich schon zum Greifen nahe vor ihm lag.

»Was wird passieren, wenn die beiden Pech haben und weder dich noch mich erreichen?«

»Sie werden weitermachen.«

»Tatsächlich?« Er lachte leise. »Wie denn?«

»Ich weiß es nicht, aber wenn sie einmal eine Spur gefunden haben, dann sind sie wie Bluthunde.«

»Ja, das kann ich mir vorstellen. Sie würden mich auch zu gern in die Hölle schicken, nicht wahr?«

»Wenn es keine andere Möglichkeit gibt, schon«, stimmte Jane Collins zu.

»Das ist nicht gut. Und so weit will ich es auch gar nicht erst kommen lassen.« Er leckte kurz über seine trockenen Lippen, um sie anzufeuften. »Davon abgesehen, habe ich es gelernt, mit Feinden zu leben und sie mir vom Hals zu halten. Das werde ich auch jetzt tun. Du kannst sie schon vergessen, Jane.«

»Wieso?«

»Sie sind bereits so gut wie tot.«

»Wer sollte sie denn töten?«

Barker schloss für einen Moment die Augen, weil wieder Wut in ihm hochstieg. Er dachte daran, dass Jennifer versagt hatte. Aus irgendeinem Grunde war es ihr nicht möglich gewesen, die beiden zu töten. Dabei hätte sie es einfach gehabt, sie zu

überraschen, aber nein, das hatte sie nicht geschafft. Was mit Jennifer selbst passiert war, wusste der Arzt nicht, denn die Verbindung zu ihr war einfach abgerissen, und er schaffte es auch nicht mehr, sie aufzubauen.

Aber er wollte sie aus dem Weg haben. Sie störte seine Pläne. Mit Jane Collins hatte er sich einen perfekten Trumpf geholt, mit dem noch zu arbeiten war. Er würde sie so behandeln wie kein Opfer zuvor, und er freute sich schon jetzt darauf, diesen Lustgewinn zu erleben.

Der Stau bewegte sich noch nicht. Er konnte im Wagen bleiben und telefonieren.

Abgehört wurde er nicht. Das hatte ihm Jane Collins gesagt. Er glaubte ihr, denn jemand in ihrer Lage log nicht. Deshalb holte er das flache Handy hervor und tippte eine bestimmte Nummer ein, aber so, dass Jane sie nicht sehen konnte.

Auf der anderen Seite musste sich jemand gemeldet haben, denn Barker gab eine Antwort. »Hier ist der Doktor. Ich befürchte, dass es bei der Operation Schwierigkeiten gibt. Um sie zu vermeiden, möchte ich gern einen Ratschlag haben.«

»Ich gebe weiter.«

»Danke, und ich werde warten.«

Das Telefon gegen das Ohr haltend, schaute er auf Jane, die nichts tat und einfach nur auf diesem Sitz hockte, wobei sie nach vorn durch die Scheibe schaute.

Der Himmel hatte sich mit dichten Wolken bezogen, die sicherlich bald ihre Ladung über die Erde verteilen würden.

»Doktor?«

»Ja, ich bin es.«

»Welche Schwierigkeiten haben Sie, und wo genau sind sie aufgetreten?«

»In meiner Praxis. Ich muss da zwei Personen melden. Sie stehen auf staatlicher Seite.« Er sagte die Namen und hörte sofort danach einen kurzen Pfiff.

»Sie sind bekannt?«, fragte Barker.

»Leider sind sie es.«

»Das ist nicht gut. Ich kann sie nicht länger gebrauchen.«

»Verstehen wir. Nur müssten wir da unser Spezialbesteck herausholen, Doktor.«

»Verstehe ich. Nur würde das zu lange dauern.«

»Dann eilt es sehr?«

»Nein, es brennt.«

Eine kurze Pause entstand, dann meldete sich der gleiche Sprecher zurück. »Sie sprachen vom beruflichen Zentrum, in dem die Probleme aufgetaucht sind?«

»Ja, das meinte ich.«

»Gut, wir kümmern uns darum.«

»Sofort?«

»Ja. Wir haben zwei Spezialbestecke in der Nähe. Sie hatten einen anderen Grund gehabt, um eingesetzt zu werden, aber jetzt werden wir sie auf die andere Schiene schicken.«

»Das ist sehr nett von Ihnen. Ich bin Ihnen dankbar. Das ist nicht nur so dahin gesagt.«

»Ich weiß.«

»Grüßen Sie die Frau und die Kinder.«

»Werde ich machen. Die Kleinen entwickeln sich prächtig. Im nächsten Jahr kommen sie schon in die Schule.«

»Wie die Zeit doch vergeht.«

»Da sagen Sie etwas. Aber Zeit bringt auch Erfolge mit sich. Und die haben Sie doch gehabt, Doc - oder?«

Barker überhörte den leicht drohenden Unterton in der Stimme nicht. Doch er ignorierte ihn und sprach völlig normal weiter. »Sie können die Erfolge abrufen. Es gab drei davon.«

»Oh. Wann denn?«

»In der vergangenen Nacht.«

»Ich werde mich darum kümmern, Doktor. Um alles, darauf können Sie bauen.«

»Ich bedanke mich.«

Er schaltete das Handy aus, ließ es noch auf seiner flachen

Hand liegen und lächelte es an. Ja, er war zufrieden, wenn auch noch nicht ganz, und deshalb wollte er ein zweites Gespräch führen und so versuchen, eine weitere Gefahr aus dem Weg zu räumen.

Hätte man sein Gespräch vorhin abgehört, was durch einen elektronischen Zerhacker auf der anderen Seite nicht möglich war, hätte man ihm nichts nachweisen können. Er hatte sich auf keinen Fall verdächtig gemacht. Es war kein Wort gefallen, über das irgendwelche Lauscher hätten stolpern können.

Der Stau war noch immer da. In der Ferne rotierte Blaulicht und warf seine Streifen gegen die grauen Häuser. Jane Collins saß neben ihm, ohne ein Wort zu sagen.

Er wollte sie auch nicht stören und schaltete das Handy wieder ein. Vorhin war er noch unschlüssig gewesen, aber jetzt hatte sein Plan Gestalt angenommen.

Die Nummer brauchte er nicht einzutippen, er hatte sie gespeichert. Er rechnete damit, dass eine bestimmte Person abheben würde und wartete trotzdem gespannt.

Wenig später vernahm er die Stimme. »Praxis Dr. Barker. Jennifer Flannigan am Apparat.«

»Ich bin es. Bitte sagen Sie jetzt kein Wort und hören Sie einfach nur zu.«

Jennifer hielt sich daran. Es war wichtig, die Regel zu beachten, denn bereits am Klang ihrer Stimme hatte er erkannt, dass der Bann zwischen ihnen gebrochen war. Es gab die Verbindungen nicht mehr, und so konnte er sich auf gewisse Dinge einstellen. Ein Umdenken gelang ihm blitzschnell, das hatte er trainiert, aber schon jetzt baute sich die Frage auf, wie sich Jennifer aus dieser Abhängigkeit hatte befreien können. Es war nicht die Zeit, sich darüber Gedanken zu machen, es musste einfach gehandelt werden.

»Du hörst zu, Jennifer?«

»Ja.«

»Exit!«

Jetzt kam es darauf an, ob der Bann völlig eingebrochen war oder wieder auflebte.

»Ich höre.«

»Sehr gut, Jenny.« Er redete mit leiser Stimme weiter. »Du bist es nicht mehr wert, noch zu leben. Setze deinem Dasein ein Ende. Mache es dabei kurz und schmerzlos. Tritt ein in die andere Welt.«

»Ja.«

»Bist du allein?«

»Nein.«

»Zwei Männer?«

»Ja.«

»Denke daran, was ich dir gesagt habe.«

»Ich werde es tun!«

»Alles Gute«, sagte er noch und lachte. Das hörte Jennifer nicht mehr, denn er hatte die Verbindung bereits unterbrochen. Für Barker existierte die rothaarige Frau schon nicht mehr. Er empfand auch keine Reue. Sie war für ihn sowieso nicht mehr als ein Werkzeug gewesen, und das bezog er dann auf alle Menschen.

Der Tag schien zu einem Glückstag zu werden, denn als er das Handy wieder weggesteckt hatte, da stellte er fest, dass sich der Stau langsam in Bewegung setzte.

Noch waren sie nicht an der Reihe, aber in spätestens zwei Minuten würden sie wieder rollen.

Noch hatte er Zeit, sich um Jane Collins zu kümmern, die ihre Sitzhaltung nicht verändert hatte.

»Wie geht es dir?«

Sie lächelte, bevor sie sagte: »Danke, mir geht es gut.«

»Ja, das freut mich.«

»Wir können gleich fahren.«

»Nur noch einen Moment.« Er streckte seinen linken Arm aus und fuhr mit der Hand durch ihr Haar. Dann ließ er sie auf der Schulter liegen, und Jane senkte ihren Kopf nach links, sodass

diese Seite auf seinem Handrücken zu liegen kam.

Die vertrauliche Geste überraschte ihn nicht mal. So war es bei jedem Menschen, der unter seiner Kontrolle stand. Sie taten, was sie sollten, und sie gingen sogar für ihn in den Tod.

Plötzlich fühlte er sich gut. Das lag nicht nur an der edlen Umgebung. Er freute sich auch auf die nahe Zukunft ...

Keiner von uns wusste, von wem Jennifer Flannigan angerufen worden war, aber ein sehr positiver Anruf konnte es nicht gewesen sein, denn Jennifer hatte nur sehr einsilbig gesprochen, was bei Menschen nicht unbedingt normal war, denn die meisten sprachen gern länger. Das galt für Frauen als auch für Männer.

Jennifer hatte schließlich aufgelegt und war sehr ruhig geworden. In sich gekehrt saß sie auf ihrem Stuhl. Dabei hielt sie den Kopf gesenkt und schaute auf ihre Knie.

Ich wollte wissen, wer der Anrufer gewesen war und fragte sie danach. »Nur ein Klient.« »Den Sie kannten?« »Ja.«

»Dann haben Sie ihm abgesagt?« »So ist es.« Jennifer schob ihren Stuhl zurück. Ein Zeichen, dass sie nicht mehr länger am Schreibtisch sitzen wollte. Sie stand auch mit einem Ruck auf, der uns als eine entschlossene Geste vorkam, als hätte sie sich für etwas Bestimmtes entschieden. »Was haben Sie vor?«, fragte ich. Sie lächelte etwas gequält. »Als Mensch muss man mal zur Toilette. Und dort wollte ich hin.« »Kein Problem. Wo ist das?« »Draußen. Es gibt da zwei Türen. Dem Fahrstuhl gegenüber. Haben Sie sie nicht gesehen?«

»Nein, sie sind uns nicht aufgefallen. Haben Sie etwas dagegen, wenn ich Sie begleite?«

Im ersten Moment war sie irritiert. »Aber doch nicht bis auf die Toilette, Mr. Sinclair.«

»Nein, nein, das nicht.« »Gut, wie Sie wollen.« Sie bückte

sich noch einmal und nahm eine schmale Handtasche aus dunklem Leder hoch. Mit der linken Hand hielt sie den Griff umfasst und strebte der Tür entgegen.

Als ich ging, fing ich noch Sukos Blick auf, der recht viel Skepsis zeigte. Aber wir konnten der Frau auch nicht verbieten, auf die Toilette zu gehen. Ich wollte nur nicht, dass sie in den Lift stieg und plötzlich verschwand.

Sie sprach kein Wort, als sie neben mir herging. Dann öffnete sie die Tür mit der Aufschrift »Ladies« und war meinem Blickfeld entchwunden. Ich wollte zurück zu Suko, doch er war mir gefolgt und wartete auf der Türschwelle auf mich.

Ich kannte ihn gut und nahm auch seinen bestimmten Gesichtsausdruck wahr. »Probleme?«

»Nicht direkt, John, aber ich mache mir Gedanken über den Anruf. Glaubst du daran, dass es ein Patient gewesen ist?«

»Es fällt mir schwer.«

»Eben.«

»Du denkst an Barker?«

»An wen sonst?«

»Was könnte er ihr gesagt haben?«

Mein Freund hob die Schultern. Dann sagte er: »Schon einmal stand sie unter der Kontrolle dieses Mannes. Ich könnte mir vorstellen, dass dies nicht das letzte Mal gewesen ist.«

»Er hat sie also wieder?«

Suko zuckte die Achseln.

Was ich von meinem Freund gehört hatte, war nicht so leicht von der Hand zu weisen. Einer wie Dr. Barnabas Barker gab so leicht nicht auf. Der zog alles bis zum bitteren Ende durch, und dieses Ende hatte er noch nicht erreicht.

Ich ging auf die Tür zu, hinter der die Frau verschwunden war. Ein Anklopfen sparte ich mir, öffnete sie sehr leise und schaute in einen kleinen Waschraum hinein.

Auch er hatte sich der übrigen Umgebung angepasst, denn er war sehr edel eingerichtet worden. Die beiden Waschbecken

leuchteten in einem Lindgrün, die Hähne blitzten vor Sauberkeit, und auch auf dem Boden war kein Fußabtritt zu sehen.

Die eigentlichen Toiletten lagen hinter zwei Türen. Beide waren verschlossen. Wir konnten uns aussuchen, hinter welcher Jennifer Flannigan steckte.

Suko, der gekommen war und dicht neben mir stand, schüttelte den Kopf. »Es ist mir einfach zu ruhig, John.«

»Mir auch.«

»Ruf sie mal.«

»Jennifer ...?«

Wir bekamen keine Antwort. Auch nicht, als Suko ihren Namen erneut und lauter rief.

»Da stimmt was nicht.«

Auf dem Rücken hatte ich das Gefühl, von einer Rasierklinge gestreift zu werden. Wir warfen alle Konventionen über Bord und nahmen uns die beiden Türen vor.

Meine konnte ich aufziehen und schaute in eine leere Toilettenkabine hinein. An einer Wand hing ein Duftspray, das ständig für frische Luft sorgte. Ich hatte eher das Gefühl, dass es der Duft des Todes war.

Neben mir rappelte Suko an der Klinke. Er hatte keinen Erfolg damit. Die Tür war von innen verschlossen worden.

»Jennifer!«, rief er noch einmal, trat aber schon zurück, um Anlauf nehmen zu können.

Für einen kurzen Moment wurde es wieder still. Aber das Stöhnen hörten wir trotzdem. Es war hinter der verschlossenen Tür hervorgedrungen. Zugleich war es auch ein Startsignal für uns, denn nun konnte uns nichts mehr halten.

Toilettentüren sind stabil. Ich konnte nur hoffen, dass dies hier nicht so sehr der Fall war. Deshalb versuchten wir es auch gemeinsam.

Der kurze Anlauf, dann der Aufprall!

Wir machten Krach, die Tür zitterte, aber sie hielt auch.

Für irgendwelche Diskussionen war nicht die Zeit. Deshalb

unternahmen wir einen erneuten Anlauf, und diesmal wuchten wir nicht unsere Körper gegen den Widerstand aus Holz, sondern traten mit heftigen Tritten dagegen.

Diesmal hatten wir Erfolg.

Das Holz splitterte und riss im unteren Bereich, gegen den ich getreten hatte. Suko hatte sich das Schloss vorgenommen. Wer ihn kannte, der wusste, welche Kraft in seinen Tritten und Schlägen steckte. In diesem Fall führten sie zum Erfolg.

Die Tür wurde nicht mehr von der Verriegelung gehalten. Plötzlich war sie offen, stand allerdings schräg und Suko sorgte mit einem Karatehieb seines linken Ellbogens für den perfekten Durchbruch nach innen.

Wir sahen Jennifer sofort.

Und wir sahen auch das Blut, denn sie war dabei, sich die Kehle durchzuschneiden ...

Weich stoppte der Rolls vor einem Kreisverkehr, und wieder drehte Barnabas Barker der Detektivin seinen Kopf zu, damit er sie anschauen konnte.

»Möchtest du zurück?«

Jane musste erst überlegen, bevor sie eine Gegenfrage stellen konnte. »Wohin denn?«

»In dein altes Leben, zum Beispiel.«

»Nein, das möchte ich nicht.«

»Bist du sicher?«

»Ja.«

»Freust du dich denn auf mich?«

Jane nickte. Dass sie es ernst meinte, sah der Arzt ihr an, denn ihre Augen strahlten, und der Mund war zu einem breiten Lächeln verzogen, auch ein Zeichen der Freude.

»Du brauchst nicht mehr lange zu warten. Wir werden mein Haus bald erreicht haben.«

»Fahren wir nach Richmond?«

»Du kennst dich aus.«

»Ja, ich stamme aus London.«

Er konnte wieder starten, und es war kaum ein Geräusch zu hören, als sich der Rolls in Bewegung setzte. »Es stimmt, wir werden nach Richmond fahren. Ich habe mir dort mein Refugium errichtet, in das ich mich gern zurückziehe. Ich mag die alten Häuser nicht, aber ich liebe die Moderne, und das wirst du bald sehen können. Ich nenne das Haus auch mein Zelt, denn ich kann von ihm aus so wunderbar in den Himmel schauen, und ich liebe ihn besonders in der nächtlichen Dunkelheit.«

Jane Collins hatte zugehört. Sie gab allerdings keine Antwort und schaute nur aus dem Fenster. Die Themse hatten sie auf der Kew Bridge überquert und rollten jetzt die Kew Road entlang, die die Ostgrenze eines Parks bildete, in dem sich auch der Botanische Garten befand.

Sie fuhren in einem Tempo, bei dem die Fahrt zu einem Genuss wurde. Barnabas sprach von einem rollenden Wohnzimmer, eingepackt in Luxus, und Jane Collins erschien *es* so, dass es nur dieses eine Thema gab, für das sich der Mann richtig begeistern konnte. Alles andere war vorerst in den Hintergrund gedrängt worden.

In dieser Gegend bewegte sich der Fluss wie ein Schlangenkörper durch sein Bett. An der Südseite fuhren sie wieder über eine Brücke und erreichten den Ortsteil Twickenham. Sie blieben allerdings in der Nähe des Richmond Parks. An einer Seitenstraße hielt der Arzt den Wagen kurz an. »Schau nach vorn, Jane.« »Ja, gern.«

»Was siehst du?«

»Nicht viel. Nur die Straße scheint mir fast in den Fluss zu laufen.«

»Das täuscht. Es ist eine wunderbare Gegend. Am Ende der Straße steht mein Haus. Ich habe es auf einem kleinen Hügel

errichten lassen, denn ich dachte an das Hochwasser, aber das hat mich bisher noch nicht gestört. So kann ich den Ausblick auf das Wasser genießen. Ich bin sicher, dass es dir gefallen wird.«

»Wenn du das sagst«, erwiderte Jane, voll unter dem Bann des mächtigen Mannes stehend.

»Ich weiß, wo die Welt schön ist.«

»Du bist viel gereist, wie?«

»Es geht.«

Mehr hatte er nicht zu diesem Thema zu sagen. Er fuhr wieder an. Schon bald berührten die Reifen eine Strecke, die nicht mehr so glatt war, aber auch diese Unebenheiten waren bei dieser perfekt abgestimmten Federung kaum zu merken.

Jane achtete sowieso nicht darauf. Ihr Blick war einzig und allein nach vorn gerichtet, wo die an sich flache und auch leere Landschaft eine Veränderung erfahren hatte.

Sie sah den Hügel, und sie sah das Haus, das darauf stand. Nein, kein normales Haus, denn nichts war bei diesem Menschen normal. Es war ein Würfel aus Beton und Glas, und Jane hatte plötzlich das Gefühl, von einer kalten Klaue gestreichelt zu werden. Aber dagegen unternehmen konnte sie nichts.

Der Bann des Dr. Barnabas Barker war einfach zu stark ...

So grauenhaft es sich auch anhören mag, aber es ist eine Tatsache, dass sich die Kehle eines Menschen so leicht nicht durchtrennen lässt, wenn jemand ein Taschenmesser benutzt, dessen Klinge längst nicht so scharf wie die eines Rasiermessers ist. Hinzu kam noch der Widerstand der Haut. Deshalb hatte Jenny auch ihre Probleme.

Sie saß auf dem Deckel der Toilette. Ihren Kopf bewegte sie. Wir sahen das Blut an der Kehle entlang in den Ausschnitt des eleganten Kostüms laufen, und wir sahen auch das vor Angst

verzerrte Gesicht der rothaarigen Frau. Sie versuchte, sich freiwillig das Leben zu nehmen, aber mit dieser Akzeptanz hatte ich meine Probleme. Für mich war es nichts anderes als ein freiwilliger Druck.

Diesmal war ich schneller als Suko. Das Bild aufzunehmen hatte nur kurz gedauert. Zwar stürzte Suko zur gleichen Zeit der Frau entgegen, aber ich hatte sie schneller erreicht und riss mit einer harten Bewegung ihre Messerhand zur Seite.

Der Schwung reichte aus, um sie ebenfalls von der Toilette zu zerren. Sie rutschte nach rechts hinweg. Gemeinsam prallten wir gegen die Trennwand zur zweiten Kabine, aber zugleich stellte ich fest, dass sie nicht aufgeben wollte.

Wieder versuchte sie, die Klinge des Taschenmessers in die Nähe ihrer Kehle zu bringen, aber sie hatte Mühe damit, denn sie musste mich mitzerren. Ich riss ihren Arm herum. Die Bewegung war heftig, auch schmerhaft, denn sie schrie. Ich bog den Arm halb hinter ihrem Rücken in die Höhe, und endlich war der Schmerz so stark, dass ihr das Messer aus den Fingern rutschte.

Es hatte den Boden kaum berührt, als ich es mit einem Tritt aus der Kabine kickte. Irgendwo im Flur blieb es liegen, und ich konnte für den Moment aufatmen.

Ihr Arm fiel herab, als ich ihn losließ. Jennifer Flannigan hockte auf der Toilette. Sie keuchte dabei, sie schüttelte den Kopf, und ihre roten Haare wirbelten hin und her.

Suko stand in der offenen Tür wie ein Wächter. Beide wussten wir, dass die Sache noch nicht gelaufen war. Es würde Ärger geben, denn Jennifer war keine Person, die aufgab.

Sie schnellte hoch. Jeder von uns rechnete mit einem Angriff. Den führte sie auch, aber sie führte ihn gegen sich selbst. Mit den gespreizten Fingern zielte sie gegen ihre Augen. Sie hatte auch den Mund aufgerissen, um ihn sich mit der anderen Hand aufzureißen, sodass dies schon einer Selbstverstümmelung gleichkam.

»Topar!«

Nicht nur Jennifer erstarrte, auch ich war nicht mehr in der Lage, mich zu bewegen. Mitten im Sprung fror ich ein, und nur Suko bewegte sich. Aber er tat nichts. Er wartete ab, bis die fünf Sekunden vorbei waren und ging dann auf die Frau zu.

Auch für mich lief die Zeit wieder normal ab. Ich blieb neben Jennifer stehen, die nicht mehr daran dachte, sich selbst zu töten. Der Bann war gebrochen. Aus ihr war wieder ein normaler Mensch geworden, der mit Entsetzen sah, was mit ihm passiert war.

Blut an den Händen. Blut, das aus der Wunde an der Kehle nach unten rann. Blut, das auch noch gegen die Wände gespritzt war und dort ein makabres Muster bildete.

Das alles sah sie, und es wurde ihr plötzlich bewusst, was da passiert war. Sie schaute sich ihre Hände an, sie sah uns, aber sie nahm uns nicht wahr, denn der irre Ausdruck in ihren Augen ließ darauf schließen, dass sie von ihrer Umgebung kaum etwas wahrnahm.

Dann schrie sie.

Sie musste schreien. Es musste raus. Es war grässlich. Es war schrecklich, und sie konnte einfach nicht anders.

Ich schaute mir die Wunde am Hals an. Es sah in der Umgebung schlimmer aus, als die Wunde es selbst war. Der Schnitt war nicht so tief geführt worden, als dass er lebensgefährlich hätte sein können, aber Jennifer musste in ärztliche Behandlung, und sie musste vor allen Dingen verbunden werden.

In dieser Umgebung war alles sehr edel, und das kam uns jetzt zugute. Im Waschraum gab es keine Papierhandtücher zum Abtrocknen der Hände, sondern welche aus Stoff. Und genau die brauchten wir jetzt, um die Wunden zu versorgen.

Suko holte sie, während ich bei der zitternden und vor sich hin flüsternden Frau zurückblieb und beruhigend auf sie einsprach.

Sie nahm mich gar nicht wahr. Sie bewegte ihre blutigen

Hände. Sie schaufelte sie von einer Seite zur anderen, sie redete ohne Unterlass, und ich war auch in der Lage, ihre Worte zu verstehen. Sie war selbst überrascht und konnte nicht fassen, was sie sich angetan hatte. Die Sätze stieß sie in einer unzusammenhängenden Reihenfolge hervor. Für mich war es schwer, jedes zweite Wort zu verstehen, aber der Begriff Blut kam öfter vor.

Ich nahm Suko ein Tuch aus der Hand, als er mit mehreren davon zurückkehrte. Es war wohl keine Ader getroffen worden, wenn ja, wäre das Blut weiter gespritzt, und so wickelte ich ihr das Tuch um den Hals, darauf hoffend, dass es die Blutung stoppte.

Sie hob den Kopf an. Dass Suko sich um ihre Hände bemühte, merkte sie nicht. In ihrem Gesicht zuckten die Lippen. Der Mund hatte sich verzogen. So wie sie sah ein Mensch aus, der unter Schmerzen litt, es aber nicht schaffte, darüber zu sprechen. Es drangen uns nur immer leise, krächzende Laute entgegen, begleitet von heftigen Atemstößen.

Um ihren Mund herum sah ich ebenfalls die roten Flecken, die ich mit vorsichtigen Bewegungen abtupfte, Jennifer dabei anlächelte, was sie jedoch kaum registrierte.

Sie war nur noch ein Nervenbündel, aber sie war wieder normal und richtete ihren Hass nicht mehr gegen sich.

Ich nickte Suko zu. Er hatte sich wieder bis zur Tür zurückgezogen und schaute mich an.

»Danke«, sagte ich.

»Wofür?«

»Du hast sie gerettet.«

»Unsinn.«

»Das stimmt schon. Wenn du nicht gewesen wärst, dann hätte sie es geschafft.«

»Der Stab - oder?«

»Ja«, wiederholte ich. »Es ist der Stab gewesen. Wie schon einmal. Er ist es, der Jennifer gerettet oder erlöst hat. Sie stand

unter einem fremden Einfluss, Suko, daran gibt es nichts zu rütteln. Du hast sie erlöst.«

»Das magische Wort«, sagte er und schüttelte dabei den Kopf. »Ich kann es kaum glauben.«

»Es ist aber so. Eine andere Möglichkeit gibt es nicht.«

Auch Suko war damit einverstanden, aber er wies auf etwas anderes hin. »Du denkst an den Anruf, nicht wahr?«

»Richtig. Er war der Auslöser. Fernhypnose. Oft reicht nur ein bestimmtes Codewort aus, um sie wirksam werden zu lassen. Das hat er geschafft, Suko, damit müssen wir uns abfinden.«

Mein Freund nickte nur. Er war geschockt, ebenso wie ich. Uns beiden war klar geworden, dass Dr. Barnabas Barker keine Rücksicht kannte. Menschenleben zählten für ihn nicht. Er war auch als Mensch eine Bestie, und er wusste noch einen mächtigen Helfer im Hintergrund, den Spuk. Mir fiel auch wieder das graue Gesicht im Spiegel ein, und ich fragte mich, was dahinter steckte.

Jennifer Flannigan saß steif auf der Toilette. Ihr Gesicht sah aus wie falsch geschminkt. Als hätten Kinder versucht, sie anzumalen. Von ihrem perfekten Make-up war nichts mehr zu sehen, und beide hörten wir, wie sie immer wieder nach Luft schnappte.

Hier wollten wir nicht bleiben. Jennifer brauchte einen Arzt, der ihre Wunden fachmännisch verband. Aber wir brauchten etwas anderes. Informationen, und die konnte uns nur Jennifer geben. Sie arbeitete mit Barker zusammen.

Als ich sie anschaute, hob auch sie den Kopf an. Verweinte Augen, zerlaufene Schminke im Gesicht, das alles konnte man vergessen. Es waren nur Äußerlichkeiten. Für sie allein zählte, dass sie lebte.

»Es ist nicht eingetreten«, sagte ich leise zu ihr. »Der Tod hat noch einmal einen Bogen um Sie gemacht.«

Die Frau schaute mich verständnislos an. Ich glaubte nicht,

dass dieser Blick gespielt war. Nach einigen Sekunden erfasste sie, was ich ihr da gesagt hatte, und sie zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht mal, was genau passiert ist. Es ist weg, verstehen Sie. Mir fehlt eine gewisse Zeit.«

»Sie können sich also nicht erinnern?«

»Nein.«

»Wir werden trotzdem darüber reden müssen. Aber nicht hier, sondern im Büro. Kommen Sie.« Ich streckte ihr die Hand entgegen, die sie dankbar nahm. Dann ließ sie sich von mir in die Höhe ziehen. Das Handtuch war so um ihren Hals gewickelt worden, dass es nicht abfiel. Wie ein kleines Mädchen führte ich sie aus der Kabine durch den Flur und dann hinein in das Vorzimmer, dessen Tür Suko uns aufhielt.

Jennifer Flannigan schaute sich um, als wäre ihr alles fremd. Sie zog die Schultern hoch und betrachtete auch ihre Hände, von denen das Blut nicht ganz abgewischt werden konnte. Es lag noch immer wie ein rosafarbener dünner Schleier auf der Haut.

Sie setzte sich wieder in den Sessel und schaute ins Leere.

»Noch einen Schluck?«, fragte Suko.

»Ja, danke.«

Suko fand auch ein Glas. Er kippte Whisky hinein, dann drückte er es ihr in die zittrigen Hände.

Jennifer trank langsam. Sie hüstelte dabei, aber sie schaffte es, das Glas zu leeren. Es wäre ihr beinahe aus den Händen gerutscht. Im Nachfassen konnte sie es noch halten.

»Ich hoffe, Jennifer«, sagte ich, »dass Sie sich wieder erinnern. Es ist für uns alle wichtig. Wir müssen Ihrem Chef das Handwerk legen, auch wenn Sie es noch nicht nachvollziehen können, aber Menschen wie er sind gefährlich und sollten nicht auf andere losgelassen werden. Auch wenn Sie das vielleicht anders sehen, aber denken Sie daran, was mit Ihrem Hals passiert ist und ...«

»Aber er ist nicht hier.«

»Körperlich nicht«, sagte Suko.

Jennifer legte eine kurze Pause ein. »Und was bedeutet das?«, flüsterte sie dann.

»Das bedeutet, dass er Sie immer unter seiner Kontrolle hat. Auch wenn er nicht körperlich anwesend ist. Damit sollten Sie sich abfinden. Allerdings nicht für immer. Wir sind hier, um etwas dagegen zu unternehmen, und wir haben es schon geschafft. Wir konnten den Bann lösen, der sie in seinen geistigen Fesseln hielt.«

»Ein Bann?«

»Ja.«

»Aber ich bin ...«, ihr Protest erlahmte. Wahrscheinlich war ihr wieder etwas eingefallen, und sie fing an zu weinen. Dabei senkte sie den Kopf und presste die Hände gegen die Augen.

Es hatte momentan keinen Sinn, sie etwas zu fragen, deshalb warteten wir, bis sie sich wieder gefasst hatte.

»An was können Sie sich erinnern?«, fragte ich.

Hilflos hob Jennifer die Schultern an. Wir sahen, dass sie nachdachte, aber der gequälte Ausdruck in ihrem Gesicht zeigte uns auch, dass sie von allein keine Lösung fand.

»Ich helfe Ihnen.«

»Bitte ...«

»Erinnern Sie sich daran, Jennifer, dass plötzlich das Telefon klingelte?«

Sie überlegte. Wir gaben ihr Zeit. Sie schaute auch zu ihrem Pult hinüber, und dann nickte sie.

»Ja, daran erinnere ich mich.«

»Wunderbar. Sie haben den Hörer ab.«

»Das ist richtig.«

»Und jetzt die wichtige Frage. Wer hat Sie angerufen, Jennifer? Wer ist die Person gewesen?«

Wir warteten darauf, dass sie den Namen des Arztes sagen würde, aber ihre Lippen blieben verschlossen. Stattdessen schaute sie uns skeptisch an.

»War es Dr. Barker?«

»Das ... das ... weiß ich nicht so genau, Mr. Sinclair. Ja, ich glaube, dass er es gewesen ist.

Ich fragte weiter. »Können Sie sich daran erinnern, was er von Ihnen wollte?«

»Nein!«

Sie hatte die Antwort spontan gegeben, und für mich stand fest, dass es keine Lüge gewesen war.

»Sie erinnern sich nicht?«

»Nein.«

»Aber er ist doch nicht stumm geblieben ...«

Jennifer spielte mit ihren Händen, auch ein Zeichen der Nervosität. Sie knetete sie ineinander. Sie wischte mit den Handflächen dann über ihren Rock, der auch einige Blutspritzer abbekommen hatte, und mit einer ruckartigen Bewegung hob sie den Kopf.

»Das war wenig.«

»Sagen Sie es uns?«

»Ein Wort...«

»Und?«

Sie quälte sich, aber sie schaffte es nicht, sich zu erinnern. Und das war keine Schau. Es gelang ihr wirklich nicht. So blieb ihr nichts anderes übrig, als die Achseln zu zucken und uns mit einem flehenden Blick anzuschauen.

»Überlegen Sie!«

»Ja, ja, ja!«, brach es aus ihr hervor. »Ich weiß, was Sie wollen, aber da ist eine Sperre. Ich kann sie nicht durchbrechen. Ich kann mich nicht erinnern, Mr. Sinclair.«

»Auch nicht daran, was Sie danach getan haben?«

»Nein.«

»An was erinnern Sie sich denn?«

Sie musste erst nachdenken und holte dabei tief Luft. »An die Toilette erinnere ich mich. Und auch an Sie. Sie standen doch in meiner Nähe. Das Blut, die Schmerzen, ich weiß nicht...«

Sie stoppte ihren Redefluss und schaute mich erschreckt an.
»Oder haben Sie ... wollten Sie mich umbringen, damit ich ...«

»Nein, das wollten wir nicht«, sagte Suko und zwang Jennifer so, ihn anzuschauen. »Sie selbst haben versucht, sich das Leben zu nehmen. Und zwar mit einem Taschenmesser. So schlimm es sich anhört, aber sie wollten sich tatsächlich die Kehle durchschneiden, was Ihnen zum Glück nicht gelungen ist.«

Jennifer hatte zugehört und Suko mit keiner Frage unterbrochen. Es war nur festzustellen, dass sie immer mehr verkrampte und schnaufend Luft holte. Allmählich sickerte bei ihr durch, was ihr Suko da gesagt hatte, und in ihre Augen trat ein Ausdruck, der kaum zu beschreiben war.

»Nein, nein«, flüsterte sie schließlich, »das ist doch nicht möglich. Ich habe das Blut gesehen, aber ich habe mir keine weiteren Gedanken gemacht, wie es möglich war, dass es ...«

»Es war keine fremde Person, Jennifer.«

»O Gott!«

Sie schlug die Hände vors Gesicht.

Diese Frau war ehrlich erschüttert, und abermals kam der Weinkrampf über sie, und wir ließen sie in Ruhe.

Nach einer Weile war sie wieder in der Lage, eine Frage zu stellen. Sie wollte wissen, wie es dazu hatte kommen können, und ich gab ihr eine Erklärung.

»Es kann eine Fernhypnose gewesen sein, Jennifer. Sie stehen unter Hypnose. Sie reagieren dann auf ein bestimmtes Wort. Es löst bei Ihnen etwas aus, gegen das Sie sich nicht wehren können. So und nicht anders muss man es sehen.«

»Ich habe davon gehört«, sagte sie mit tonloser Stimme. »Ja, ich weiß, dass es das gibt.«

»Durch Barker?«

»Natürlich.«

»Beherrscht er die Fernhypnose?«

Sie hob die Schultern und war sich wohl nicht sicher.

»Hat er sie bei Patienten schon angewendet?«, stellte ich die nächste Frage.

»Das weiß ich nicht«, antwortete sie flüsternd.

»Das ist mir alles so fremd. Ich habe keine Ahnung.

Ich bin nie dabei gewesen, wenn er mit den Klienten in sein Zimmer gegangen ist. Er nannte es immer das Zimmer der Heilung. Was er mit den Leuten genau machte, ist mir unbekannt. Er hat mich nie eingeweiht. Mein Gott, ich bin keine Psychologin, sondern einfach nur eine Sekretärin, Mr. Sinclair. Das müssen Sie mir glauben. Ich kann auch nichts Negatives über meinen Chef sagen.

Er hat mich immer korrekt behandelt und sich mir auch nie in einer bestimmten Art und Weise genähert. Sie wissen schon, was ich meine.«

»Natürlich«, gab ich zu, »aber auf der anderen Seite müssten sie auch wissen, mit welchen Grundproblemen die Patienten zu dem Arzt gekommen sind.«

»Es waren zumeist Ängste.«

»Welcher Art?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen, Mr. Sinclair. Ich glaube, sehr tiefe Ängste.«

»Ging es dabei auch um Träume?«

»Wie meinen Sie das?«

»Hat Ihr Chef mal mit Ihnen über Träume gesprochen, die seine Patienten quälten?«

»Nein, nein«, murmelte sie. »Aber das alles kann natürlich dazu gehören. Noch mal, ich bin keine Fachfrau und...«

»Schon gut«, sagte ich. »Wir wollten nur eine gewisse Klarheit haben. Was jetzt passieren wird, muss Sie nicht mehr beunruhigen. Wir werden uns um Barnabas Barker kümmern.«

»Dann wollen Sie noch immer zu seiner Wohnung?«

»Das steht fest.«

»Außerdem geht es uns um Jane Collins«, fügte Suko hinzu.

»Das dürfen Sie auch nicht vergessen.«

»Nein, das habe ich auch nicht. Sie kam ja her. Ihr Benehmen ... nun ja«, sie winkte ab. »Das ist jetzt alles so unwichtig geworden, finde ich.«

»Wir werden einen Arzt holen, der Sie behandeln kann, Jennifer. Ich denke, dass es für Sie positiv geendet hat.«

»Danke.«

»Hast du noch Fragen?«, flüsterte ich Suko zu.

»Im Moment nicht. Ich will nur nicht mehr in der zweiten Reihe stehen. Wir müssen Barker kriegen.«

»Das werden wir.«

Ich wollte schon zum Telefon gehen, als ich durch das Klopfen an der Tür abgelenkt wurde. Es kam mir hart und fordernd vor, wie von Menschen abgegeben, die genau wussten, was sie taten und sich durch nichts von ihren Plänen abhalten ließen.

Zwei Männer stießen die Tür auf. Ihr Eintreten deutete nicht darauf hin, dass sie unter irgendwelchen Angstzuständen litten. Sie wussten, was sie wollten und gaben sich entsprechend selbstsicher.

Uns übersahen sie und wandten sich sofort an Jennifer Flanagan.

»Sie sind Jennifer?«

»Ja.«

»Das ist gut.«

»Bitte, und woher kennen Sie mich?«

»Durch Ihren Chef.«

Jennifer wirkte überfordert.

Sie schaute uns Hilfe suchend an, und wir mischten uns auch ein.

»Können Sie nicht vernünftig sagen, wer Sie sind?«, fragte ich ziemlich scharf.

»Doch, das können wir!«

Sie waren Profis. Wir waren es auch, aber sie hatten uns trotzdem überrascht, denn plötzlich lagen wie durch Zauberei die Revolver mit den aufgesetzten Schalldämpfern in ihren

Händen und zielten direkt auf Suko und mich ...

Ich hätte schreien können, so grotesk und gefährlich war die Lage plötzlich geworden. Aber ich schrie nicht. Ich stand nur einfach auf der Stelle und glaubte, mich in einen anderen Film versetzt zu sehen. Was hier passierte, war einfach nicht zu fassen.

Die Männer waren Killer. Das stand für mich fest. Aber sie sahen nicht aus wie Killer. Sie wirkten fast blass und wie viele normale Bürger hier in London auch.

Beide trugen Lederjacken, beide besaßen Gesichter, an denen nichts auffiel, und nur die kalten, starren Augen wiesen darauf hin, dass sie kein Pardon kannten.

Einer von ihnen trug eine Brille. Da sie so gut wie kein Gestell besaß, fiel sie nur beim zweiten Hinschauen auf. Der Mann war auch etwas kleiner als sein Begleiter, und hinter den Gläsern bewegten sich seine Augen wieselflink hin und her.

Sein Kumpan besaß breitere Schultern. Über seine Hände hatte er dünne Lederhandschuhe gestreift. Auch der Brillenträger trug diese Handschuhe, allerdings bestanden sie aus einem anderen und durchsichtigen Material.

Die Zeit kam mir lang vor, obwohl sie normal ablief.

Ich fing mich als Erster wieder. »Können Sie uns sagen, was das hier soll?«

Der Brillenträger äußerte sich. »Man hat uns nur geschickt, um hier reinen Tisch zu machen.«

»Was bedeutet das?«

»Dass Sie sterben werden.«

Jennifer begann zu schreien, aber der zischende Befehl des anderen Mannes stoppte ihre Reaktion.

Dass wir von ihnen keine Gnade erwarten durften, war uns klar. Trotzdem starb man nicht gern so leicht und unvorberei-

tet. Suko, bei dem sich nur die Augen bewegten, übernahm das Wort.

»Dürfen wir auch den Grund erfahren, weshalb Sie uns töten wollen?«

»Sie stören.«

»Wen?«

Der Brillenträger gestattete sich ein knappes Lächeln. »Nicht uns. Wir führen nur einen Job aus.«

»Ist es Barker?«

»Wer bitte?«

»Ach, den kennen Sie nicht?«

»Nein, nicht persönlich. Wir wissen nur, dass er hier eine Praxis betreibt, die wohl für unsere Auftraggeber wichtig ist. Mehr wollen wir auch nicht wissen.«

»Hat man Ihnen eigentlich gesagt, wen Sie da töten?«, fragte ich, denn ich hatte mich wieder gefangen.

»Sie beide.«

»So dumm war meine Frage nicht gemeint. Jeder Mensch hat ein Schicksal und eine Vergangenheit. Auch wir. Wenn Sie uns töten, haben Sie eine der mächtigsten Polizei-Organisationen der Welt auf den Fersen. Ich schwöre Ihnen, dass Scotland Yard sie jagen wird bis ans Ende der Welt. Darauf können Sie Gift nehmen.«

Bisher waren sie immer cool gewesen. Nach meiner Eröffnung allerdings zeigten sie eine gewisse Unsicherheit.

»Deshalb sollten Sie nachdenken«, sagte ich.

»Das haben wir bereits.« Wieder sprach der Brillenträger. »Sie müssen wissen, dass wir nur dann eingesetzt werden, wenn es wirklich wichtig ist. Das ist hier der Fall. Sonst hätte man uns nicht alarmiert. Es geht um sehr weittragende Dinge, die in Bewegung geraten sind und nicht gestoppt werden dürfen. Sie haben sich leider eingemischt, und das ist eben ihr persönliches Pech und auch das der jungen Lady.«

»Sie hat Ihnen nichts getan.«

»Das wissen wir. Trotzdem wird sie sterben.«

In meinem Innern vereiste etwas.

Ich fühlte zugleich eine wahnsinnige Hitze. Mir war jetzt klar, dass wir von den beiden Typen keine Gnade zu erwarten hatten. Sie waren darauf programmiert, andere Menschen umzubringen.

Es war ihr Job.

Sie killten wie andere Menschen Blumen oder Eis verkauften.

Mietkiller.

Menschen ohne Emotionen.

Die sich nicht vorstellen konnten, dass andere nicht so dachten wie sie. Oft waren sie Schläfer, die ein ganz normales Familienleben führten und auch einem völlig harmlosen Beruf nachgingen.

Wurden sie allerdings gebraucht, dann waren sie sofort zur Stelle und führten ihren verdammten Job mit einer nahezu tödlichen Präzision durch.

Barnabas Barker, der Spuk, die graue Fratze im Spiegel und jetzt die beiden Mietkiller.

Wie passte das zusammen?

Ich wusste es nicht. Zumindest konnte ich mir keine Einzelheiten vorstellen, aber ich ging davon aus, dass Barker von irgendeiner Seite geschützt wurde. Es musste Menschen geben, für die seine Forschungen oder Erkenntnisse sehr wichtig waren und die alles daransetzten, dass sie noch geheim blieben.

Traumdieb. Ein Manipulator. Menschen in seine Abhängigkeit bringen. Sie durch Fernhypnose lenken, das alles passte plötzlich in das Konzept, das als Strickmuster in meinem Kopf entstand. Mir war kalt geworden, dass auch jemand wie Barnabas Barker an der langen Leine ging und nicht machen konnte, was er wollte.

»Ist Barker einverstanden, dass Sie hier eingedrungen sind?« Ich wollte das Gespräch nicht abbrechen lassen. Zeit gewinnen. Ihre Aufmerksamkeit auf mich lenken, damit Suko die Chance

bekam, eine Hand in die Nähe seines Stabs zu bringen. Wenn er es schaffte, die Zeit anzuhalten, war das unsere Chance.

Keiner von uns hatte die Hände über den Kopf heben müssen. Trotzdem bewegten wir uns nicht und hielten unsere Blicke auf die beiden Mündungen gerichtet.

Der Größere der Männer bewegte sich zur Seite. Er schlug nur einen kleinen Bogen, aber seine Waffe zeigte dabei immer in eine bestimmte Richtung, sodass wir erst gar nicht in Versuchung kamen, nach unseren Berettas zu greifen.

Hinter Jennifer blieb der Mann stehen. Er senkte den schallgedämpften Revolver und drückte die Mündung gegen ihren Hinterkopf und das recht weit oben.

Jennifer konnte nicht mehr ruhig sitzen. Sie begann zu zittern. Es wurde ihr plötzlich klar, wie gering ihre Chancen waren. Sie schluchzte. Der Mann hinter ihr fing an, sie mit dem Lauf des Revolvers zu streicheln, als sollte der Stahl sie beruhigen.

Der mit der Brille sprach mich wieder an.

»Sie sind vom Yard.«

Er lachte.

»Dann sollten Sie doch darauf gefasst sein, dass es bei Ihrem Beruf mit Ihnen schnell zu Ende sein kann. Oder haben Sie das immer weit von sich wegewischt?«

»Nein, das nicht.«

»Eben.«

»Ich habe nur noch eine Frage, Mister.«

»Okay, die letzte.«

Er hatte es wieder so lässig gesagt, und abermals zog sich mein Magen zusammen, aber ich riss mich zusammen.

»Wer hat Ihnen den Auftrag erteilt?

Wer steht hinter Ihnen? Sagen Sie die Wahrheit. Wir können damit sowieso nichts anfangen.«

»Es sind Menschen, die sich sehr für die Zukunft interessieren. Die die Welt voranbringen wollen.«

»Mit allen Mitteln?«

»Das war schon die zweite Frage ...«
Ich wusste, er würde schießen. In den nächsten zwei, drei Sekunden entschied sich unser Schicksal.
Plötzlich schrie Jennifer Flannigan gellend auf.
Es war ein Schrei, mit dem keiner von uns gerechnet hatte, aber er forderte die beiden Killer heraus.
Der Mann hinter ihr schoss ...

Ende des zweiten Teils